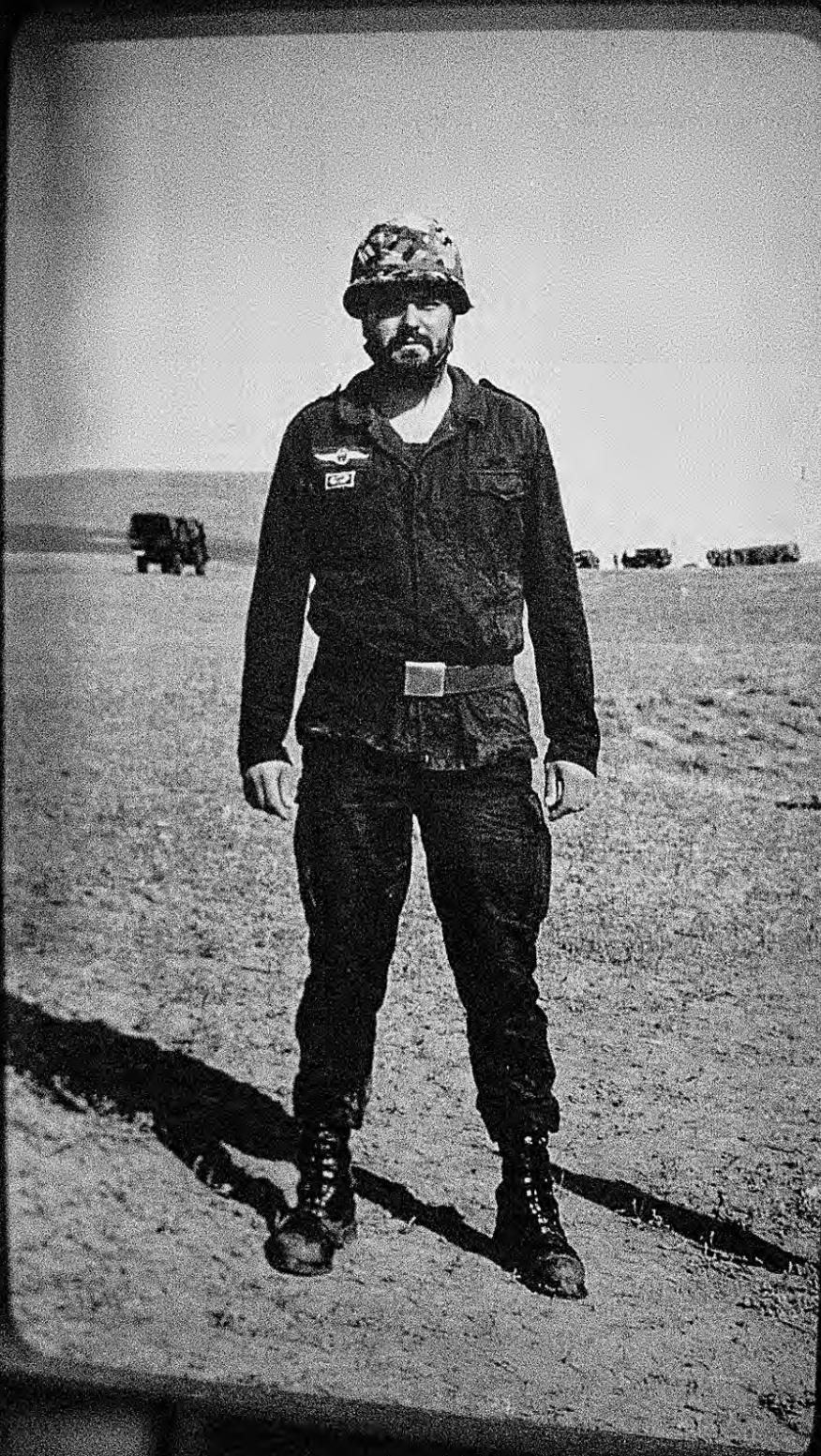


d'Lëtzeburger **Land**

Land



Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#01 67. Jahrgang 3. Januar 2020



5 453000 174663



4,00€

Chaises musicales au LSAP

Après le départ d'Etienne Schneider, Alex Bodry, Marc Angel et Nicolas Schmit, le LSAP change en 2020. Au moins un peu

Ehe die Heimpreise steigen

Die Ursachen für den Pflegeheimstreik vor anderthalb Jahren sind noch immer nicht aus der Welt. Diesen Monat soll ein Durchbruch erzielt werden – wird gehofft, damit kein Problem droht

Rigos zweites Leben

Nach einem Autounfall ist Rigobert Rink gelähmt. Heute macht er anderen Menschen Mut, trotz Schicksalsschlag so autonom wie möglich zu leben

Foto: Sven Becker

Rigos zweites Leben

Ines Kurschat

Alle paar Minuten zischt es. So als würde irgendwo in dem halbdunklen Zimmer im Foyer La Ceraise Luft entweichen. Vor dem großen Fenster ist das Gras mit Herbstblättern voller Raureif bedeckt. „Die Matratze hat fünf Kammern, die abwechselnd mit Luft gefüllt werden“, erklärt Rigobert Rink und deutet mit dem massigen Kinn in Richtung der Maschine am Fußende des Bettes. Der so erzeugte Wechseldruck ist für sein Wohlbefinden unverzichtbar. Andernfalls würde er vom vielen Liegen Druckgeschwüre bekommen.

Rigobert Rink ist seit einem schweren Verkehrsunfall vom vierten Halswirbel abwärts gelähmt. Tetraplegie (C4/C5) ist der medizinische Ausdruck dafür. Seine linke Hand, die auf der blauen

Es sind Kleinigkeiten, die Nicht-Behinderten kaum auffallen, die sich für Menschen wie Rigobert Rink wie unüberwindbare Hindernisse auftürmen

Sternen-Bettdecke liegt, und seine Beine spürt der gebürtige Deutsche nicht mehr. Ohne Hilfe kann er nicht essen, nicht trinken, sich nicht waschen. Daher wohnt der 57-Jährige im Dalheimer Behindertenheim der Fondation Kräizbiërg. Sein Auto war 2002 von der Straße abgekommen und auf die Gegenfahrbahn geraten. „Am 13. Juli. Es war ein Samstag.“ Obwohl der Unfall mittlerweile 17 Jahre her ist, erinnert sich der ehemalige Zeitsoldat, der später zum Krankenpfleger umschulte, genau an jene Minuten, die sein Leben für immer verändern sollten.

Der Unfall Er war von Wellingen bei Saarbrücken, wo er damals wohnte, auf die A8 Richtung Saarlouis gefahren, um sich mit Lauffreunden zu



Das Wrack des Opel Corsa, aus dem Rigobert Rink befreit werden musste



Um sich zu entspannen, schreibt, liest und malt Rigobert Rink

treffen. „Zum Marathontraining“, sagt Rink. „Um den Kopf freizubekommen.“ Seine Frau hatte ihn und die drei Kinder kürzlich verlassen und Rink, vor einer Umschulung zum Krankenpfleger Soldat einer der Nato unterstellten Bundeswehr-Eliteinheit, suchte Halt im Sport. Mit den Kindern und der Schwiegermutter im Haus fühlte er sich zunehmend überfordert. „Mein Chef im Altenpflegeheim in Luxemburg-Hamm hatte meinen Antrag bewilligt, auf Nachtschicht zu wechseln.“ Er sei wohl in Gedanken vertieft gewesen und habe nicht gemerkt, wie sein PKW plötzlich über die Fahrbahn hinausgeschoss.

Mit voller Kraft bremst Rink und kann doch nicht verhindern, dass das schlingende Auto ausbricht und auf die Gegenfahrbahn gerät. Ein Laster, der in anderer Richtung fuhr, konnte nicht mehr ausweichen. „Ich habe noch versucht, das Auto seitlich zu setzen, damit mich der LKW nicht frontal erwischt. Dann wurde alles schwarz.“ Die Wucht des Aufpralls zerfetzte den geliehenen Opel Corsa seiner Tochter bis zur Unkenntlichkeit. Nur Rinks Kopf blieb unversehrt. „Wäre ich nicht angeschnallt gewesen, wäre ich jetzt tot.“ Rink erlitt kein Schädel-Hirn-Trauma, wie es für viele Verkehrstopfer typisch ist, die der Aufprall durch die Frontscheibe schleudert. Anders als bei den meisten

tödlichen Autounfällen war der Vater dreier Kinder auch nicht zu schnell unterwegs, und Alkohol hatte er ebenfalls keinen getrunken.

„Ich wusste, noch ehe es mir der Arzt gesagt hatte, dass ich nicht mehr würde gehen können“, erinnert sich Rink. Er spricht langsam und konzentriert. Nachdem er wegen Komplikationen in eine Spezialklinik nach Bad Wildungen verlegt wurde, wo er mehrfach operiert wird und dann fast an einer durch einen MRSA-Klinikkeim verursachten Infektion stirbt, findet er sich mit seinem Schicksal, eigenen Aussagen zufolge, verhältnismäßig gut ab. „Als Elitesoldat der Nato war ich trainiert, jede Situation zu meistern, wieder aufzustehen, mich neu einzunorden und loszumarschieren“, beschreibt Rink die psychische Verfasstheit, die ihm das Leben gerettet habe. „Ohne die Armee-Ausbildung hätte ich das niemals geschafft.“ Ein Foto neben dem Bett zeigt einen durchtrainierten bärtigen Mann in schwarzer Uniform. Da war Rink gerade mit dem Fallschirm in der Türkei gelandet. Den Job beim Militär habe er damals angenommen, „um meine Familie zu ernähren“. „Heute bin ich Pazifist und Menschenfreund“, erzählt Rink, der mehrere Fallschirmspringerabzeichen besitzt, die er aber nicht aufgehängt hat. Der Verwalter des Gebäudes, Bâtiments publics, erlaube keine neuen Nägel in den Wänden.

Unvollständige Unfallstatistik

Rigobert Rink hätte den Unfall nicht überlebt, wäre er nicht angeschnallt gewesen. Auch Rasen oder Trunkenheit fielen bei ihm als Unfallursache aus. In Einsatzberichten der Verkehrspolizei sieht das allzu oft anders aus: Alkohol, eine zu hohe Geschwindigkeit oder Unaufmerksamkeit wegen Telefonieren oder SMSen am Steuer zählen zu den häufigsten Unfallursachen. Oft sind die Fahrer junge Männer, die durch einen risikoreichen Fahrstil auffallen und aufgrund mangelnder Fahrpraxis die Gefahr nicht richtig einschätzen. Als Hochzeiten für tödliche Verkehrsunfälle gelten der Sommer, wenn mehr Motorradfahrer unterwegs sind, und der Winter. Dann kommen schwierige Straßen- und Sichtverhältnisse hinzu. Wie viele Menschen auf Luxemburgs Straßen im vergangenen Jahr ihr Leben ließen, konnte das *Land* nicht mit Sicherheit erfahren. Eine entsprechende Anfrage bei der polizeilichen Pressestelle blieb bis zum Redaktionsschluss unbeantwortet. Eigenen Recherchen auf Grundlage der Polizeiberichte zufolge lag die Zahl der direkt oder kurz darauf verstorbenen Verkehrstopfer 2019 bei mindestens 19, dabei wurden Schwerverletzte, die möglicherweise später im Krankenhaus verstarben, nicht mitgezählt. Stimmt die Zahl, läge sie deutlich niedriger als 2018 mit 36 Verkehrstoten und 2017, als auf Luxemburgs Straßen 25 Menschen tödlich verunglückten. ik

Nach einem Verkehrsunfall ist Rigobert Rink schwer gelähmt. Heute macht er anderen Menschen Mut, ihr Leben trotz Schicksalsschlag so autonom wie möglich zu gestalten

Gegen den Blues Im Gespräch wird deutlich, wie radikal, wie grundsätzlich die Umstellung für den damals 40-Jährigen gewesen ist. Bereits durch die Trennung tief erschüttert, war er mit einem Mal gezwungen, sich Gedanken machen, wie und ob überhaupt es mit seinem Leben weitergeht. „Ich gebe zu, ich habe damals Selbstmordgedanken gehabt.“ Am schlimmsten sei der Gedanke an die Kinder gewesen. Der dreijährige Sohn kommt zur Mutter. „Mir war klar, ich würde das Haus nicht halten können.“ Die beiden Töchter waren zu dem Zeitpunkt 14 und 18 Jahre alt und plötzlich ohne Vater. Die ältere muss alleine zurechtkommen, die jüngere wohnt erst bei Verwandten, dann in einer betreuten Wohngruppe. „Für sie beide war es sehr hart“, sagt Rink und seine Stimme wird leise.

Er hält inne, zieht am durchsichtigen Schlauch, der links von seinem Mund befestigt und mit einer Wasserflasche verbunden ist. Rechts befindet sich ein weiterer Schlauch. Mit ihm bedient Rink die schwarze Fernbedienung, die an seinem Bett hängt. „Meine Puste wird in einen elektrischen Impuls umgewandelt. So kann ich von Ebene zu Ebene, von Funktion zu Funktion wechseln.“ Er pustet in den Schlauch, und auf dem Display springt ein rotes Licht von einer Ebene zur nächsten. Die Zimmerbeleuchtung lässt sich so regulieren, ebenso der Ventilator oder die Tageslichtleuchte. „Die hilft mir gegen den Winterblues.“ Sogar das analoge Telefon klingelt auf Atemdruck. Der Laptop, der vor ihm auf einem Nachttisch steht, wird ebenfalls mit dem Mund gesteuert.

„Die Technik gibt mir meine Freiheit zurück“, betont Rink, der IT-Kenntnisse in Rahmen seiner kaufmännischen Ausbildung erworben und über die Jahre stetig ausgebaut hat. Mit seinem für Tetraplegiker entwickelten Rollstuhl kann er den Computer bedienen, nach draußen in die Natur fahren. „Wende dein Gesicht der Sonne zu“, steht auf seiner Visitenkarte. „Der Rollstuhl ersetzt mir die Beine.“ Eine gute Freundin hilft ihm, mental aufzustehen. „Ohne sie hätte ich mich nicht getraut, wieder vor Menschen zu sprechen.“ Mit dem Behinderten-Transportdienst Adapto fährt er einkaufen, aber auch mal ins Konzert oder zur Arbeit: Für Naxi, eine Wiedereingliederungsinitiative für Arbeitslose, gibt er Motivationskurse. „Es ist etwas anderes, wenn jemand wie ich erzählt, wie er sich selbst in den Hintern tritt.“ Rink, der davon träumt, einmal als Kabarettist im Rollstuhl vorzufahren, hat einen feinen Humor, der im Gespräch immer wieder aufblitzt. Etwa als er den Umstand, dass der Unfall nicht während der Arbeitszeit geschah und somit nicht von der Unfallversicherung abgedeckt war, trocken mit „PDG – Pech, dommm gaang“ kommentiert.

Die Frage, wie er sein Leben unter diesen Bedingungen sinnvoll gestalten kann, beschäftigt ihn heute nicht mehr so wie früher. „Manchmal zweifle ich, wie ich mich einbringen kann. Aber dann bekomme ich gutes Feedback und weiß, ich bin auf dem richtigen Weg.“ Im Motivationskurs lässt er Teilnehmende auch mal auf ihren Händen sitzen, verbunden mit der augenzwinkernden Aufforderung: „Wenn ihr nicht mehr könnt, meldet euch.“ Meist dauere es einige Minuten, bis der Groschen fällt, weil die ersten vor lauter Kribbeln nicht mehr ruhig sitzen können und sie bemerken, dass sie gar nicht per Handzeichen aufzeigen können. „Da wird ihnen schlagartig bewusst, wie abhängig man als behinderter Mensch ist.“

Assistenz für Autonomie Rink ist ein Befürworter der persönlichen Assistenz, wie sie in Großbritannien, Deutschland oder Schweden existiert. In Luxemburg hat die zuständige Familienministerin Corinne Cahen (DP) zugesagt, die Idee zu prüfen, aber bislang liegt noch immer kein Gesetzentwurf auf dem Tisch. Ein Assistent könnte Rink nicht nur bei so wichtigen Dingen, wie Waschen oder Essen zur Hand gehen, sondern ihn auch sonst im Alltag unterstützen. Gerade ist zum Beispiel die Maschine ausgefallen, die den Lesetisch bedient. Ein E-Buch zu lesen, ist kein Ersatz, denn das Umblättern klappt wegen Kompatibilitätsproblemen bei der Software nicht. Außerdem kann Rink sich keine Bücher bestellen. „Ich bin Sozialrentner. Meine kleine Rente erlaubt mir keine Kreditkarte“, sagt er la-

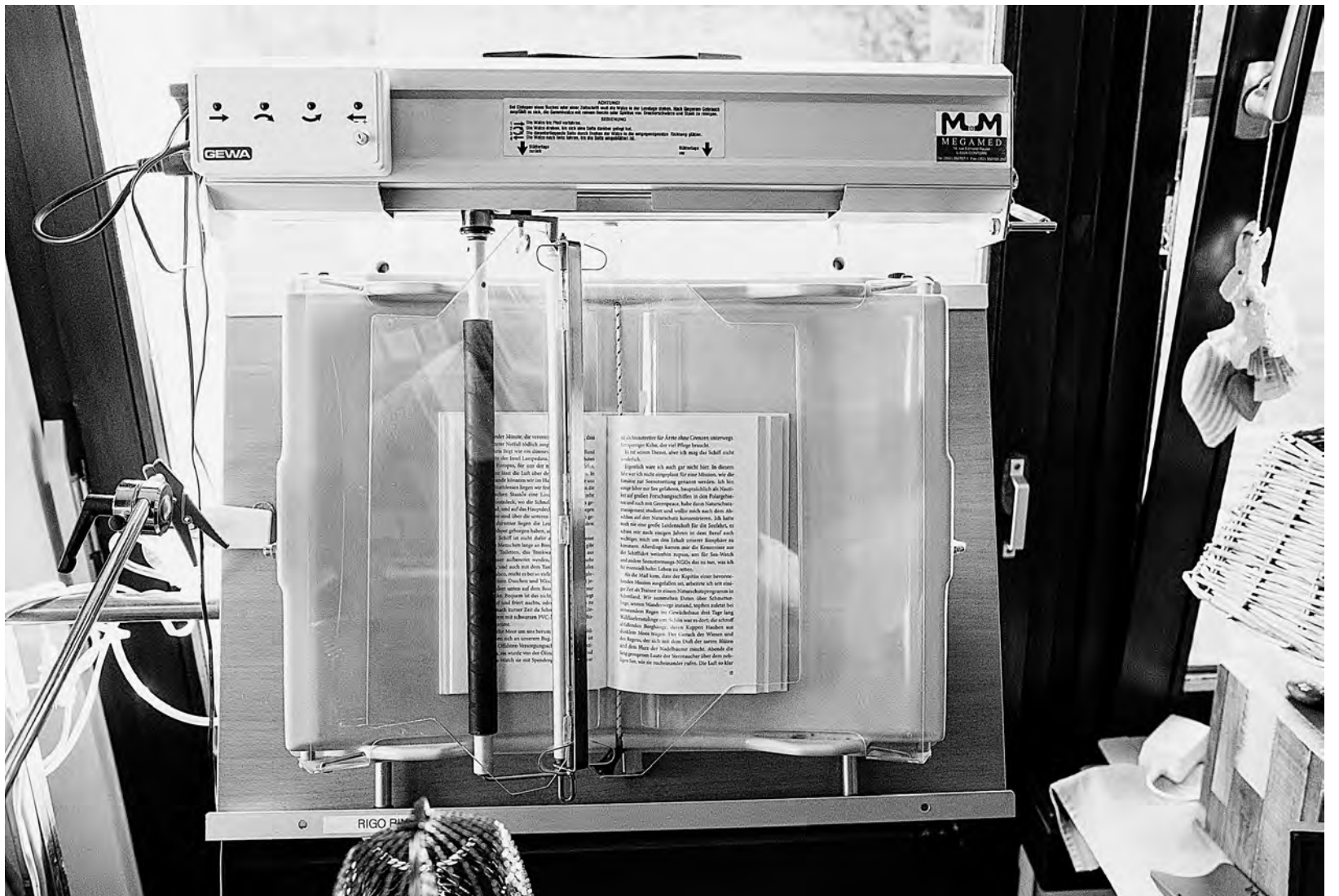
„Wende dein Gesicht der Sonne zu“, steht auf der Visitenkarte des ehemaligen Fallschirmspringers, der auf Krankenpflege umsattelte und heute Motivationskurse gibt

konisch. Es sind so Kleinigkeiten, die Nicht-Behinderten kaum auffallen, die sich für Menschen wie Rink aber wie unüberwindbare Hindernisse aufürmen und ihnen das Leben unnötig erschweren. Nicht umsonst lautet ein Slogan von Behinderten-Selbsthilfeinitiativen wie dem Verein Nëmme mat eis: Nicht wir sind behindert, sondern die Gesellschaft behindert uns.

Rink ist, neben seinem Engagement für die Association nationale des victimes de la route, die den Kontakt zu ihm vermittelt hat, bei Nëmme mat eis aktiv. Er sieht für Luxemburg einigen Nachholbedarf: „In den letzten Jahren ist vieles dank der UN-Behindertenrechtskonvention besser geworden. Aber wir werden oft noch immer nicht ernstgenommen.“ Als er sich im Mai, das erste Mal in 17 Jahren, verschluckte, in der Folge an einer Lungenentzündung erkrankte und in die Klinik musste, warnte er das medizinische Personal, ihn nicht zu lange ohne Spezialmatratze zu betten. Die Pfleger ignorierten seinen Rat, mit schmerzhaften Folgen für ihn: Am Steißbein bildeten sich blutige Druckgeschwüre, die er mühsam kurieren muss. Tetraplegikern fällt das Schlucken von Nahrung in der Regel schwer; es besteht die Gefahr des Verschluckens. Weil sie Fremdkörper im Hals nicht einfach abhusten können, kann das zu Infektionen der Atemwege führen.

Gleichwohl lebt Rink gerne in Luxemburg; Kontakte zu ehemaligen Arbeitskollegen hatten ihn ins Heim der Fondation Kräizberg nach Dalheim geführt. Im Foyer La Cerisaie seien die Betreuer freundlich und hilfsbereit, und trotzdem: „Grundsätzlich müssen sich die Bewohner an den Betriebsablauf anpassen statt umgekehrt“, bemängelt Rink. Das gelte vor allem für größere Aktivitäten. Die Skorpions hat der Musikbegeisterte, der seinen Besuch im schwarzen The Cure T-Shirt empfängt, live in der Rockhal gesehen. „So einen Ausflug muss ich Wochen im Voraus anmelden.“ Die Kontroverse, ob der geplante Gratistransport auch das Busangebot für Behinderte umfasst, trifft bei Rink einen Nerv: „Wir sind auf den Busdienst angewiesen, um selbstbestimmt unser Leben führen zu können“, unterstreicht er ernst. Er fordert einen „bewohnerzentrierten“ Ansatz, der die Bedürfnisse der Bewohner in den Mittelpunkt stellt und mehr Flexibilität bringt. In La Cerisaie etwa dürfen die Bewohner ihre Zimmer selbst einrichten, in neueren Heimen sei das nicht mehr der Fall: Das helle Badezimmer mit dem Medikamentenschrank hat Rink selbst entworfen, berichtet er, und mit seinem Sohn eingerichtet. Der Sohn macht derzeit eine Lehre bei Ikea.

Um Fehler und Frust im Umgang mit Tetraplegikern zu vermeiden, schreibt Rink einen Leitfaden. So etwas fehlt bisher in Luxemburg. Daneben arbeitet er an einem weiteren Buch: eine Art Lebensgeschichte. „Meine Passion, das Schreiben, ist mir geblieben.“ Als junger Mann hatte Rink nebenberuflich als freier Mitarbeiter für die *Saarbrücker Zeitung* gearbeitet und war zudem begeisterter Hobbyfotograf. Mit seinem Buch hofft Rink, eines Tages anderen Menschen Mut zu machen, die in einer ähnlichen Situation sind. „Natürlich zweifelt man. Aber das Leben ist, wie es ist. Alles hat irgendwie einen Sinn“, sagt er und seine Augen hinter den dicken Brillengläsern blinzeln.



Die Pflegerinnen und Pfleger sowie auf ihn zugeschnittene technische Hilfsmittel und Softwareprogramme unterstützen Rigobert Rink dabei, sein zweites Leben so autonom wie möglich zu führen

Édito

Continuer

josée hansen

Ceci est un journal. Pas un *service club*. Ni un réseau social, ni une boîte de communication ou de relations publiques. Et encore moins une *start-up*. Ceci est un journal, qui fête avec ce numéro ses 66 ans – et c’est déjà énorme. En guise de cadeau d’anniversaire, on promet à nos lectrices et à nos lecteurs qu’on continue ! Malgré la profonde crise économique qui décime la presse – faut-il rappeler qu’un journal, *Le Jeudi*, a arrêté sa parution l’année dernière ? –, malgré la haine des journalistes qu’entretennent passionnément les populistes de ce monde, malgré la concurrence du tout gratuit, malgré la disparition des réseaux de distribution classiques (où trouver un kiosque bien fourni en zone rurale ?), le *Lëtzebuurger Land* continue à offrir un journalisme de qualité, indépendant, critique et incorruptible. Même si la rédaction en chef change.

Le Luxembourg est un incroyable laboratoire de société, où tous les phénomènes, tous les défis se présentent à l’échelle microscopique, mais de façon exacerbée : Comment vivre ensemble, comment faire société avec une population de plus en plus hétérogène ? Pour les médias, cela pose la question de comment s’adresser à un public fait de nombreuses communautés linguistiques. Comment atteindre les générations X ou Y, qui ont comme première source d’information leur portable et les réseaux sociaux, demandant un accès gratuit et immédiat à toutes les informations qu’un algorithme a sélectionnées

pour eux et qui cimentent leurs certitudes ? Faut-il suivre ? S’exprimer en 280 signes maximum par message, de préférence des émoticônes, comme tentent de le faire certains hommes et femmes politiques ?

Un journal, qui plus est un hebdomadaire, qu’il paraisse sur papier ou en format électronique, est une offre, une mappemonde qui invite à la découverte et à la décélération. La presse luxembourgeoise doit combiner plusieurs handicaps qui la différencient de ses pairs à l’étranger : un marché trop exigu pour pouvoir assurer le rentabilité économique (d’où le système d’aide à la presse introduit dans les années 1970 et que le gouvernement est en train de réformer pour l’adapter aux nouvelles technologies), un lectorat extrêmement fragmenté et une tradition de très grande politisation des médias (ce qui est en train de changer). Les rédactions sont très réduites et les salaires modestes – le travail intellectuel n’étant guère reconnu au Luxembourg –, rendant les journalistes extrêmement vulnérables. Mais rien n’y fait : le journalisme reste essentiel pour la formation de l’opinion publique et les lecteurs demandent une information rigoureuse, des enquêtes, des interrogations du pouvoir et des mises en perspective, nos chiffres de lecteurs le prouvent. Pour pouvoir fournir cela, il faut continuer à sortir, faire du terrain à Weiswampach et à Differdange au Boulevard Royal et à Bonnevoie, pour voir, entendre,

sentir cette société dans laquelle nous évoluons. Il faut voir ses lecteurs comme citoyens plutôt que comme consommateurs. Le *data journalism* est certes une nouvelle manière d’exploiter des données existantes, mais il ne remplacera jamais la rencontre lors d’une manifestation, d’un congrès ou sur un marché. La presse signe son propre arrêt de mort si elle singe bêtement les réseaux sociaux, si elle croit qu’il suffit de copier des *tweets* pour générer du trafic. Contrairement aux *influencers*, sa mission n’est pas promotionnelle, ni pour un produit, ni pour un parti et encore moins pour des égos.

La révolution numérique a ébranlé les médias traditionnels dans leurs fondements. Mais le succès de *Mediapart* en France, de *Reporter* au Luxembourg ou des offres digitales de très grands médias comme du *Guardian* ou du *New York Times* montrent qu’il y a de l’espoir, que des lecteurs avertis restent prêts à payer pour une information de qualité. Les citoyens demandent une presse libre et critique, les réactions entourant les risques de perte d’indépendance de la *Radio 100,7* prouvent que le public y reste extrêmement attaché. Le débat parlementaire sur le service public audiovisuel annoncé pour le début de l’année va être très suivi, aux députés de mesurer l’ampleur de l’enjeu. La liberté d’expression et le droit à l’information sont des valeurs essentielles d’une démocratie, ce n’est pas pour rien qu’elles sont inscrits dans le premier amendement des États-Unis.

Wieso in den kommenden Monaten die Diesel-Akzisen erneut erhöht werden sollen, haben Finanzminister Pierre Gramegna (DP) und Energieminister Claude Turmes (Grüne) mit Zahlen erläutert: Bis 2016 waren die Dieselverkäufe vor allem an LKW im Transit derart gesunken, dass Luxemburg eine Reserve von 1,6 Millionen Tonnen CO₂ gegenüber dem Klimaschutzziel für 2020 aufbauen konnte. 2017 aber kehrte die Entwicklung sich um, die Reserve dürfte 2019 aufgezehrt worden sein. Damit Ende 2020 nicht eine Million Tonnen CO₂ zu viel in der Bilanz stehen, soll nach der Akzisen-Erhöhung zum 1. Mai 2019 um zwei Cent pro Liter kurzfristig um drei bis fünf Cent nachgelegt werden. pf

Patrick Galbats

blog

Personalien

Politik

Politik

Politik

Geschichte

In eigener Sache

Brigitte Konz,

Richterin am Bezirksgericht Luxemburg, ist eines von sieben neuen Mitgliedern der 15-köpfigen nationalen Ethikkommission (*cne.lu*). Sieben Mitglieder waren zum Mandatsende ausgeschieden. Neu nominiert wurden Fabrice Mousel, Assistant social der Jugendpsychiatrie auf dem Kirchberg, Fernand Pauly, Chefmediziner am CHL, Jean-Jacques Rommes, ehemaliger Direktor der Unternehmensverbands UEL, Christophe Trefois, Biomediziner an der Uni Luxemburg, Karin Weyer, Psychologin bei *respect.lu*, sowie Pascale Worré vom nationalen Jugenddienst SNJ. Alte und neue Präsidentin ist Julie-Suzanne Bausch. Der unabhängige Ethikrat, dessen Mitglieder von der Regierung bestimmt werden, steht Politik und Gesellschaft in Ethikangelegenheiten beratend zur Seite. Bisher hat er 28 Gutachten verfasst, etwa zur Stammzellforschung, zum menschlichen Klonen oder zur Leihmutterchaft. ik

Nic Estgen,

député luxembourgeois et européen du CSV, vient de mourir à l’âge de 90 ans (photo : ml en 2009). Estgen était un infatigable défenseur de la famille classique, militant entre autres au sein de la très à droite Action familiale et populaire, puis pour les droits des retraités. jh



Quels droits pour les DPI ?



Les droits des demandeurs de protection internationale continuent à diviser, non seulement en Europe, mais aussi au Luxembourg. Le ministre des Affaires étrangères, de l’Immigration et de l’Asile Jean Asselborn (LSAP) a sauté dans la brèche ouverte dans le débat européen peu avant Noël par le chef de file des Verts au parlement allemand Robert Habeck, qui plaiderait pour le rapatriement de réfugiés mineurs échoués sur les îles grecques et logés dans des camps de fortune. Cela devrait être faisable, intervint Asselborn dans la presse, avec des quotas par millier d’habitants, cela reviendrait à une demi-douzaine de mineurs à accueillir au Luxembourg. Mais est-ce que la situation de l’accueil est tellement meilleure au Luxembourg ?, demande en parallèle l’ONG Caritas, qui fustige que des DPI déboutés et en fin de droits soient carrément mis à la rue, expulsés des foyers, dans une extrême « précarité sociale et humaine ». Il ne s’agirait que de deux cas, rétorqua Asselborn à l’antenne de RTL, dont une personne qui a disparue depuis. Hier, jeudi 2 janvier, a été officiellement lancé l’Ona, l’Office national de l’accueil, structure qui remplace l’ancien Olai et est attachée au MAE. Pour 2020, le budget d’État prévoit une dotation de 76 millions d’euros pour cet office (photo : pg). jh

Luftwaffenmodernisierung

Die eher symbolische, weil auf der Nato-Basis im deutschen Geilenkirchen stationierte großherzogliche Luftwaffe aus 14 Awacs-Aufklärungsflugzeugen soll für eine Milliarde US-Dollar modernisiert werden, um noch bis 2035 einsatzfähig zu sein. Obwohl die Flieger in Luxemburg zugelassen sind und an ihren Leitwerken der *Roude Léiw* prangt, trage der Staat zu ihrer Modernisierung aber nur laut einem Nato-internen Verteilungsschlüssel bei, beruhigt Verteidigungsminister François Bausch (Grüne) auf eine parlamentarische Anfrage des LSAP-Abgeordneten Mars Di Bartolomeo hin. Rund 0,1 Prozent der Kosten oder eine Million Dollar seien das. Die ab 1982 an die Nato gelieferten Awacs-Maschinen mit ihrem linsenförmigen Radar-Aufbau erhielten ihre Zulassung hierzulande, weil Luxemburg damals keine Luftwaffe besaß und somit auch keine womöglich hinderlichen Bestimmungen über Militärflugzeuge. pf

Militärmedizin

Erhält Luxemburg ein Nato-Militärspital? Anfang des Jahres werde die Regierung mit dem Centre hospitalier Emile Mayrisch ein militär- und katastrophenmedizinisches Konzept erarbeiten, so Verteidigungsminister François Bausch (Grüne) auf eine parlamentarische Anfrage der LSAP-Abgeordneten Lydia Mutsch. Auf Basis dieses Konzepts, für welches das Chem seit Juli 2019 als Partner fungiert, werde über Infrastruktur entschieden, was jedoch „komplex“ sei. Der Nato habe Luxemburg seine Initiative schon angekündigt. Ob sie als „erhöhte Verteidigungsanstrengung“ anerkannt wird, werde von der definitiven Ausrichtung des Projekts abhängen. pf

Zu bescheiden

In den Augen der Handelskammer ist Landesplanung eine gute Sache: Planung nicht allein den Gemeinden zu überlassen, Sorge für Kohärenz und Effizienz, schreibt die Kammer in Stellungnahmen zu mehreren Verordnungsentwürfen der Regierung. Kohärent genug sind die ihr freilich nicht: Von den vier *Plans sectoriels*, die 2014 für viel Wirbel sorgten und nun kurz vor ihrer Inkraftsetzung stehen, hält sie den *Plan Logement* für „zu bescheiden“. Dass er für lediglich 20 360 neue Wohnungen sorgen soll, sei angesichts des Bevölkerungszuwachses um 10 000 bis 12 000 Einwohner im Jahr zu wenig. Der *Plan Transport* trage der grenzüberschreitenden Mobilität nicht genügend Rechnung. Im Gewerbezone-Plan stünden weniger neu auszuweisende Flächen als 2014, was unverständlich sei, und angesichts der schon geltenden Naturschutz-Vorschriften noch einen *Plan paysages à protéger* zu erlassen, könne zu einem juristisch komplizierten „mille-feuille“ führen. Auseinandergesetzt hat die Handelskammer sich auch mit einem Verordnungsentwurf, der ein neues Begleitkomitee zur Ausarbeitung des Leitprogramms für die Raumplanung schaffen soll. Das aktuelle Leitprogramm datiert von 2003. Ein neues aufzustellen, war in der vorigen Legislaturperiode ein Hauptargument des grünen Landesplanungsministers François Bausch, der Eine-Million-Einwohnerstaat sei planbar. Die Handelskammer beklagt, dass dem Begleitkomitee „quasi ausschließliche Vertreter von Ministerien und Verwaltungen“ angehören sollen und wünscht sich klarere Bezüge auf die „dritte Industrielle Revolution“, die *Sharing Economy* und grenzüberschreitende Gewerbezone. pf

Génocidaire luxembourgeois

Au lendemain de la Seconde Guerre mondiale, les anciens du Reserve-Polizei-Bataillon 101 entament de belles carrières dans la Police, la Gendarmerie et la Sûreté au Luxembourg. Lorsque les premiers éléments sur leur implication dans la Shoah commencent à transparaître dans les années 1990, ils n’ont à craindre aucune suite pénale, les faits étant prescrits. À l’inverse de la France et de l’Allemagne, le législateur luxembourgeois avait omis dans les années 1950-1960 de rendre les crimes contre l’humanité imprescriptibles. Une photo récemment découverte confirme que sur le front de l’Est, des Luxembourgeois ont activement participé à la Shoah. On y voit six membres du Reserve-Polizei-Bataillon 101, dont un jeune Luxembourgeois tenant une mitraillette, devant un corps gisant par terre. Au revers de la photo, le Luxembourgeois a écrit : « Diese Scheune war voll Juden u. Banditen, der Stoßtrupp nach dem Kampf ». Ce document, présenté fin décembre dans le *Worxx* par les deux jeunes historiens Jérôme Courtoy et Elisabeth Hoffmann, provient de la famille du policier luxembourgeois (qui reste anonyme). Cette dernière découverte se situe dans la lignée des recherches publiées en 1992 par l’historien Christopher Browning sur le Reserve-Polizei-Bataillon. À partir de juin 1942, ces anciens policiers parcouraient les villages polonais, rassemblant la population juive, fusillant enfants, vieillards et femmes, déportant les hommes vers les camps d’extermination. Or, selon Browning, les quatorze Luxembourgeois incorporés dans le bataillon ne se seraient pas distingués de leurs camarades allemands, une conclusion confirmée en 2000 par Paul Dostert. bt

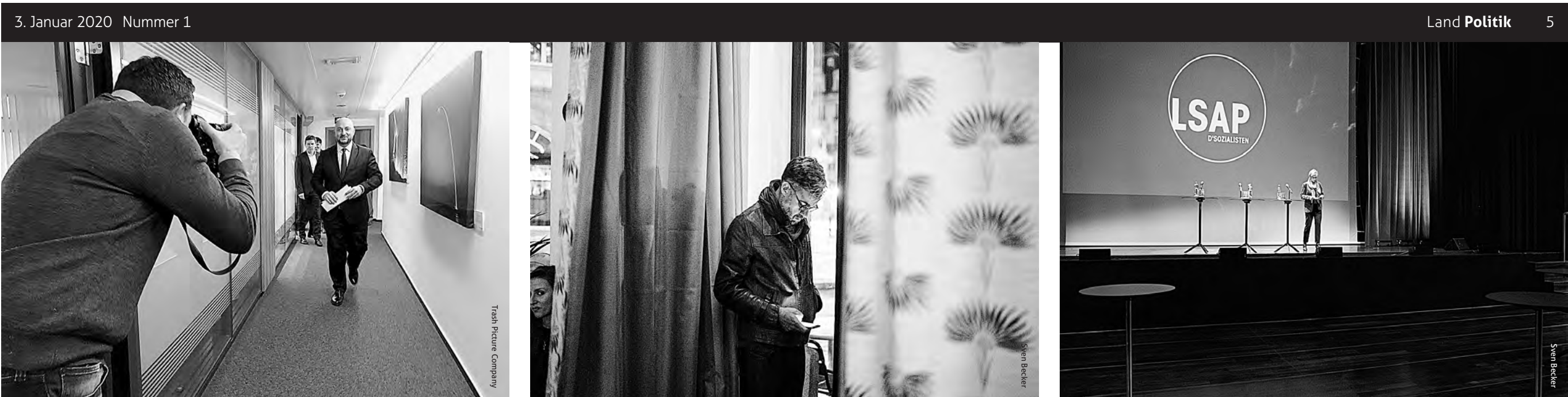
Passation des pouvoirs

Romain Hilgert, gérant des Éditions d’Letzeburger Land, rédacteur en chef et journaliste politique du journal, qu’il a rejoint en 1994, vient de faire valoir ses droits à la retraite. Romain Hilgert aura marqué le *Land* par ses analyses politiques pointues et redéfini l’identité visuelle de notre hebdomadaire en passant au format *broadsheet* en 2012. Sa gestion financière rigoureuse a contribué à cimenter son indépendance. Comme annoncé en avril 2019, Josée Hansen, journaliste au *Land* depuis 1996, le remplace à la rédaction en chef et Pierre Greiveldinger, qui assure la mise en page du journal depuis 2015, devient gérant de l’entreprise. Aussi, nous allons désormais gérer les annonces nous-mêmes, en réintégrant le service régie à la maison d’édition ; la responsable administrative Zoubida Belgacem en aura la charge. LL

Éditions d’Letzeburger Land

En conformité avec l’article 66 de la loi du 8 juin 2004 sur la liberté d’expression dans les médias, les Éditions d’Letzeburger Land s.a.r.l. informent leurs lecteurs de la structure de leur capital et de leur administration.

- Actionnariat :**
Fondation d’Letzeburger Land (100 pour cent) ;
- Conseil d’administration :**
Stephan Kinsch, président, Cynthia Kinsch, Bob Kneip, Sam Reckinger, administrateurs ;
- Gestion journalière :**
Pierre Greiveldinger, gérant.



Le vice-Premier ministre Etienne Schneider, lors de l'annonce de son retrait de la politique, le 23 décembre 2019 (à gauche) ; l'actuel président du parti, le député Franz Fayot (au centre) devrait le remplacer à l'Économie et Francine Closener deviendrait présidente

Chaises musicales au LSAP

josée hansen

Etienne Schneider rayonne de bonheur, ce lundi-matin, 23 décembre. « Je constate qu'il y a beaucoup plus d'intérêt de la presse pour l'annonce de mon départ qu'il n'y en a jamais eu, ces dernières années, pour la présentation de ma politique », s'amuse-t-il, assis tout seul à la longue table de la salle de conférence, à l'entre-sol du ministère de l'Économie, boulevard Royal. Les journalistes sont venus en nombre, les plus grandes rédactions comme celle de *RTL* ayant même envoyé plusieurs rédacteurs, qui se font concurrence pour annoncer en premier la date de départ (le 4 février 2020) et la destination (encore inconnue) du faiseur de roi du gouvernement Bettel/Schneider/Braz I en 2013. À cette époque-là, Schneider était entré en campagne pour les législatives anticipées en toisant l'éternel Jean-Claude Juncker (CSV) au poste de Premier ministre. Et il l'avait fait à partir d'un mandat ministériel hérité un an plus tôt de son protecteur Jeannot Krecké, qui en avait d'abord fait son secrétaire parlementaire, puis un de ses plus proches hauts fonctionnaires à l'Économie. Le départ du gouvernement de Krecké s'était fait dans un chaos semblable à celui de Schneider : après que la rumeur a enflé au point de paralyser l'action de la coalition CSV/LSAP, Krecké avait dû revenir précipitamment d'une visite d'État au Vietnam en 2011 pour reprendre les rênes de son destin et annoncer son retrait vers la vie (et l'économie) privée.

Krecké avait alors 61 ans. Schneider en a treize de moins aujourd'hui, mais il ne semble rien avoir appris des déboires de son père politique : son annonce a été précédée par une cacophonie similaire. Dès le soir des élections législatives du 14 octobre 2018, au vu du mauvais score de son parti (moins 2,68 pour cent des suffrages à 17,6 pour cent et moins trois sièges, à dix ; une perte de presque 3 000 voix pour lui), Schneider avait la flemme. Certes, les Verts et leur super score (plus trois mandats) et le DP voulaient reconduire la coalition, et n'imaginaient pas le faire sans lui. Mais en ce jour fatidique, « il était évident pour moi que ma carrière politique ne pouvait plus que décliner », explique Schneider. Il était donc devenu temps de chercher une sortie. Ne plus devenir ministre et partir pour un poste de commissaire à Bruxelles ? Schneider et Nicolas Schmit se

chamaillèrent en public, et c'est Schmit qui remporta la bataille. « Ce n'était pas le bon moment, concède Schneider aujourd'hui, cela aurait ouvert un trou béant au sein du gouvernement. » Mais à partir de là, son départ n'était plus qu'une question de *timing*, au risque de transformer l'ancien homme fort en *lame duck* (selon son propre terme). D'articles de presse en moqueries du CSV à la Chambre des députés, ce fut finalement le vieux sage du gouvernement, l'éternel ministre des Affaires étrangères Jean Asselborn (70 ans, dont quinze comme ministre, plus de 40 000 voix en 2018, mais plus aucune fonction au sein du parti) qui précipita l'annonce, en estimant, le 19 décembre au soir, sur le plateau de *RTL Télé Lëtzebuerg*, que Schneider devait se décider « avant Noël » quant à la date de son départ.

De courageux dompteur de lion, qui avait chassé l'éternel CSV du pouvoir et rendu un peu de fierté à un LSAP en déliquescence depuis le début du siècle, en initiateur de la *space mining* pour ramener le Luxembourg vers cet esprit pionnier de la CLT, de la SES et de la place financière, Schneider n'était plus perçu que, au mieux, comme nonchalant et au pire comme cynique et arrogant, s'intéressant trop peu à la vie des gens. Lors d'un long bilan de son travail politique, il regrette que les temps aient changé : « Aujourd'hui, on ne communique plus les succès économiques », l'implantation de nouvelles entreprises (Knauf, Google, Fage), n'étant plus vue que sous l'angle de ses effets néfastes, « les gens sont contre la croissance ». Affirmant vouloir un *clear cut* avec l'État et ne revenir ni en politique ni dans l'administration, Schneider estime qu'il serait certes compétent pour reprendre le mandat de l'État au conseil d'administration d'Arcelor-Mittal (actuellement occupé par Jeannot Krecké), mais dit ne pas encore avoir été approché ni mené de négociations « avec Monsieur Mittal ». Le quadra Schneider n'a jamais voulu être dépendant de la politique et revendique son droit à une vie privée décente. « Ech wëll mäi Liewen zrëck ».

Franz Fayot Le grand absent de la cacophonie qui a précédé l'annonce de Schneider était le président du parti. Franz Fayot est resté injoignable, fuyant les caméras de *RTL* (pourtant arrivées en nombre)

à la Chambre des députés. Ne pas faire de faux-pas, semble être la devise de celui qui était pressenti pour succéder de Schneider au ministère de l'Économie. Tout était prêt, car dès l'après-midi du 23 décembre, le comité directeur du LSAP confirma la proposition de remaniement ministériel au sein des portefeuilles qui reviennent aux socialistes : l'avocat d'affaires Franz Fayot reprendrait en outre la Coopération et l'Action humanitaire des mains de Paulette Lenert, entrée au gouvernement l'année dernière (et vice-présidente du LSAP), qui elle, remplacerait Etienne Schneider à la Santé et deviendrait en plus ministre déléguée à la Sécurité sociale (aux côtés de Romain Schneider) et resterait responsable de la Protection des consommateurs. N'ayant qu'un an de moins qu'Etienne Schneider, Franz Fayot n'est président du parti que depuis janvier de cette année, fonction à laquelle l'a précédé son père, Ben Fayot, durant douze ans, dans les années 1980-1990. Élu local, national et européen pendant presque trente ans, le père ne s'était jamais imposé au point de revendiquer un mandat ministériel ; modestie que le fils ne veut pas reproduire.

Au point de faire des exercices d'équilibre pour ne pas entraver son ascension politique : à la *Radio 100,7*, il soutient la nomination d'Etienne Schneider au sein du CA d'Arcelor-Mittal. Entré au Parlement en 2013, lorsque son père s'est retiré, Fayot est sorti deux fois troisième aux urnes dans la circonscription Centre (où le LSAP a perdu un siège en 2018, profitant alors du fait que Schneider entre au gouvernement). Fayot est président de la commission parlementaire de l'Économie depuis 2013 et membre de celle des Finances et du Budget. Ayant fait ses armes au grand cabinet d'avocats d'affaires Elvinger, Hoss & Prussen, il est associé depuis 2015 avec Laurent Fisch dans une étude qui se dit « boutique » (donc sélect). Proche de Marc Limpach, qui tente comme lui le grand écart entre place financière (Limpach travaille comme juriste à la CSSF) et intelligentsia de gauche (Limpach est acteur et directeur artistique du Kassementheater, où Fayot siège au comité ; ensemble, ils sont aussi dans celui de la Fondation Robert Krieps), Franz Fayot a tenté de se positionner de plus en plus à gauche ces dernières années. Pour preuve, ses sorties plus ou moins en solo sur la politique fis-

Dans le LSAP de Jean Asselborn, de Mars di Barolomeo et d'Alex Bodry, « rajeunissement » se dit lorsque une génération de quadras et quinquas arrive au pouvoir

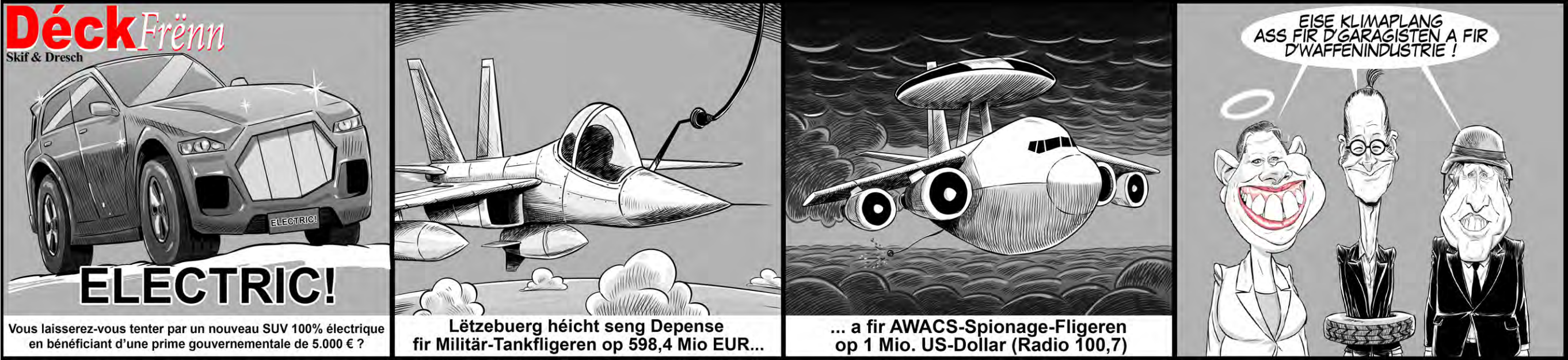
cale : pour l'introduction d'un droit de succession en ligne directe, un impôt sur la fortune ou une taxation prohibitive des voitures les plus polluantes. Pourtant, il ne s'aventure guère sur des terrains plus sociaux, comme le droit du travail ou l'éducation.

Dan Kersch héritera du titre, du pouvoir (et du salaire) de vice-Premier-ministre d'Etienne Schneider. L'orfèvre d'une des plus grandes réussites symboliques de Gambia I (la séparation entre l'État et l'Église catholique) et du grand coup social de Gambia II (l'augmentation du salaire social minimum de cent euros nets et l'introduction d'un jour de congé supplémentaire), le ministre du Travail, de l'Emploi, de l'Économie sociale et solidaire ainsi que des Sports est l'épouvantail du patronat, contre lequel il a remporté le premier *round* du bras de fer sur la flexibilisation du droit du travail au CPTE. À presque soixante ans (il est né en 1961), jugé irascible et pouvant facilement sortir de ses gonds au conseil de gouvernement, Kersch fut communiste dans sa jeunesse et connaît toutes les stratégies pour arriver à son but en politique – par exemple celle de ne s'entourer que de proches à qui faire confiance. Son ascension au triumvirat Bettel-Kersch-Bausch fait peur aussi bien au DP qu'aux Verts, dont il craint que les politiques en faveur des entreprises ou de l'environnement respectivement se fassent au détriment des petites gens, que Kersch défend (il évoque souvent la crainte d'un

mouvement de gilets jaunes pour s'opposer à une taxe carbone).

Francine Closener Ces propositions de remaniement seront soumises à un conseil général du LSAP, qui est fixé à mercredi prochain, 8 janvier – et la base socialiste ne rechigne jamais à rejeter une proposition de la direction du parti, si elle ne lui semble pas correspondre aux idéaux de gauche des derniers militants. Avec son entrée au gouvernement, Franz Fayot devrait abandonner la présidence du parti, que Francine Closener s'est dit prête à rattraper au bond. À cinquante ans, l'ancienne rédactrice en chef de *RTL Radio Lëtzebuerg* et ancienne secrétaire d'État à l'Économie, à la Défense et à la Sécurité intérieure, n'avait pas été réélue en 2018 et s'était retirée dans le placard doré d'un poste de haute fonctionnaire pour le « nation branding » au ministère des Affaires étrangères. Elle s'était fait prier avant de finalement accepter le mandat de député devenu vacant après le départ de Marc Angel vers le Parlement européen, le 3 décembre dernier. Entrée au LSAP peu avant les élections de 2013, elle plaide pendant cinq ans pour le renouvellement et le rajeunissement du parti – sans forcément impliquer que dans le LSAP de Jean Asselborn, de Mars di Bartolomeo et d'Alex Bodry, « rajeunissement » se dit lorsque une génération de quadra- et de quinquagénaires arrive au pouvoir. Politiquement pourtant, Closener ne s'est jamais donnée de profil clair, mais fut fidèle soldate de Schneider. À la Chambre, elle aura comme chef de file Georges Engel, le député-maire de Sanem (51 ans), qui reprend la présidence du groupe parlementaire d'Alex Bodry, qui, lui, se retire vers le Conseil d'État. Engel est plus populaire que politique. Son plus grand combat est celui contre son confrère CSV de Käerjeng, Michel Wolter, concernant le tracé du contournement de Bascharage. Cecile Hemmen (*1955) se tient prête à réintégrer le Parlement, en remplacement de Franz Fayot, et Simone Asselborn-Bintz (*1966) reviendrait à la place d'Alex Bodry. Puis elle pourrait reprendre le poste de maire de Sanem de Georges Engel, qui y a annoncé sa démission pour le courant de l'année. Pas un seul jeune à l'horizon, ni d'expert des thèmes très actuels : la crise du logement et la paupérisation des classes moyennes.

Avec le départ d'Etienne Schneider (secteur privé), Alex Bodry (Conseil d'État), Marc Angel (Parlement européen) et Nicolas Schmit (Commission européenne), le LSAP change en 2020. Au moins un peu



Die Ursachen für den Pflegeheimstreik vor anderthalb Jahren sind noch immer nicht aus der Welt. Diesen Monat soll ein Durchbruch erzielt werden – wird gehofft, damit kein politisches Problem droht

Ehe die Heimpreise steigen

Peter Feist

Mitte Juni 2018 glückte der Regierung ein Husarenstück: Vier Wochen vor Sommerferienbeginn und vier Monate vor dem nächsten Kammerwahl-Termin schmiedete sie einen Deal, der nicht nur den ersten unbefristeten Pflegeheimstreik in der Geschichte des Landes beenden half. Die Lösung, die damals gefunden wurde, sah auch elegant aus und so simpel, dass für ihre Durchsetzung keine Gesetzesänderung nötig schien. Stattdessen sollte einfach mehr Geld aus der Pflegekasse fließen können. Hatte LSAP-Sozialminister Romain Schneider nicht schon Ende 2017 gesagt, „das Geld ist da“? Er hatte.

Doch anderthalb Jahre später steht die elegante Lösung nach wie vor bloß auf dem Papier des Abkommens, das die Regierung mit Premier Xavier Bettel (DP) an der Spitze am Samstagmorgen des 16. Juni 2018 mit dem Verband der Pflegebetriebe (Copas) abgeschlossen hatte. Das ist auch deshalb unerfreulich, weil die betroffenen Pflegeheime, falls nicht bald etwas geschieht, ihre Preise anheben könnten. So etwas sorgt immer für Unmut im Land. Diesmal aber wäre es das Resultat von Politikversagen der Regierung und könnte auf sie zurückschlagen. Weshalb gehofft wird, dass die Copas und die CNS, die die Pflegekasse verwaltet, diesen Monat zu einem Durchbruch gelangen. Sicher ist das allerdings nicht.

Bei dem Streik war es um Geld gegangen, um ein schon zwanzig Jahre altes Problem und um eine Imagefrage für den OGBL. 700 der 7 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Alten- und Pflegeheimen wurden dort nicht nach den Bedingungen des für den Sektor allgemeingültigen Kollektivvertrags für das Sozial- und Pflgewesen (SAS) eingestellt, sondern nach denen des Krankenhaus-Kollektivvertrags. In Pflegeheimen ist das so, denn die zählen bis zur Einführung der Pflegeversicherung 1999 zu den Gesundheitseinrichtungen und waren Mitglied im Krankenhausverband. Wie der Krankenhaus-Kollektivvertrag ist auch der SAS-Vertrag parastaatlich angelegt und vollzieht Gehälterabschlüsse nach, die für den öffentlichen Dienst getroffen werden. Doch der Krankenhaus-Vertrag war immer besser als sein SAS-Pendant. Er schreibt die 38-Stunden- anstelle der 40-Stunden-Woche fest, bot schon vor Jahren 15 Prozent mehr Gehalt, mehr Urlaubsgeld und mehr bezahlte Pausen.

Solange Kollektivvertrags-Verhandlungen lediglich Gehälterabschlüsse nachholten, die Regierung und CGFP für den öffentlichen Dienst ausgehandelt hatten, und nur manchmal etwas weiter gingen, fielen die Unterschiede zwischen Krankenhaus- und SAS-Personal nicht übermäßig ins Gewicht. 2015 aber traten umfangreiche Änderungen am Staatsbeamtenstatut in Kraft, die noch die letzte CSV-LSAP-Koalition vorbereitet hatte. Inklusive waren Laufbahnaufbesserungen für Sozial- und Pflegeberufler, die Mitte 2017 in einen neuen Krankenhaus- und einen neuen SAS-Kollektivvertrag übernommen wurden. Doch schon im Spätherbst 2017 erklärten die fünf Pflegeheimbetreiber mit Krankenhaus-Personal, die Laufbahnaufbesserungen unter den Krankenhaus-Bedingungen seien nicht zu bezahlen, es sei denn, man erhöhte die Heimpreise. Zwei von ihnen – Servior und die *Stater Zivilhospize* – lenkten schließlich ein. Servior, weil es ihm als Großbetrieb leichter fällt, höhere Personalkosten zu tragen. Die Zivilhospize einigten sich mit dem Schöfferrat der Hauptstadt, dass notfalls die Gemeindekasse Defizite trage.

Der OGBL nahm das als Bestätigung, dass seine Drohung, „côte que coûte“ für die verbesserten Laufbahnen zu kämpfen, wirkte. Drei Jahrzehnte lang hatte er sich für die Karriereaufwertung eingesetzt. Sein Syndikat Gesundheits- und Sozialwesen ist nicht nur besonders kampferprobt, sondern Ziehkinder von André Roeltgen, bis vor vier Wochen OGBL-Präsident. Im Gesundheits- und Pflegesektor schneidet der OGBL bei Sozialwahlen besonders gut ab. So dass die Gewerkschaft schwerlich anders konnte, als Urabstimmungen zum Streik einzuleiten, nachdem sich im Frühjahr 2018 die drei Heimbetreiber Sodexo, Zithasénior und die Bartringer Stiftung Parcs du troisième âge weiter weigerten, die Laufbahnen nach Krankenhaus-Bedingungen zu gewähren. Als nach elf Tagen Streik am 16. Juni 2018 alle drei Betriebe zusagten, Personal mit Krankenhaus-Statut komme bis zur Pensionierung in den Genuss des bes-

seren Kollektivvertrags, mit allen Vergünstigungen, sah das so aus, als habe Streikführerin Nora Back bekommen, was sie wollte. Backs sehr gutes persönliches Abschneiden bei den Sozialwahlen im März 2019 und ihr spektakulärer Aufstieg zur Präsidentin der Arbeitnehmerkammer und zur Nachfolgerin Roeltgens an der OGBL-Spitze erklärt sich nicht zuletzt aus dem Pflegeheimstreik und wie er ausging.

Die Frage, woher das Geld kommen soll, um den rund 700 Pflegeheim-Mitarbeitern ihr besseres Statut zu bezahlen, ist allerdings weiterhin offen. Der 2017 neu verhandelte Krankenhaus-Kollektivvertrag ist nicht nur noch ein Stück besser geworden als der SAS-Vertrag – die Gehaltsunterschiede nahmen von 15 Prozent auf 17 Prozent zu. Verschieden in beiden

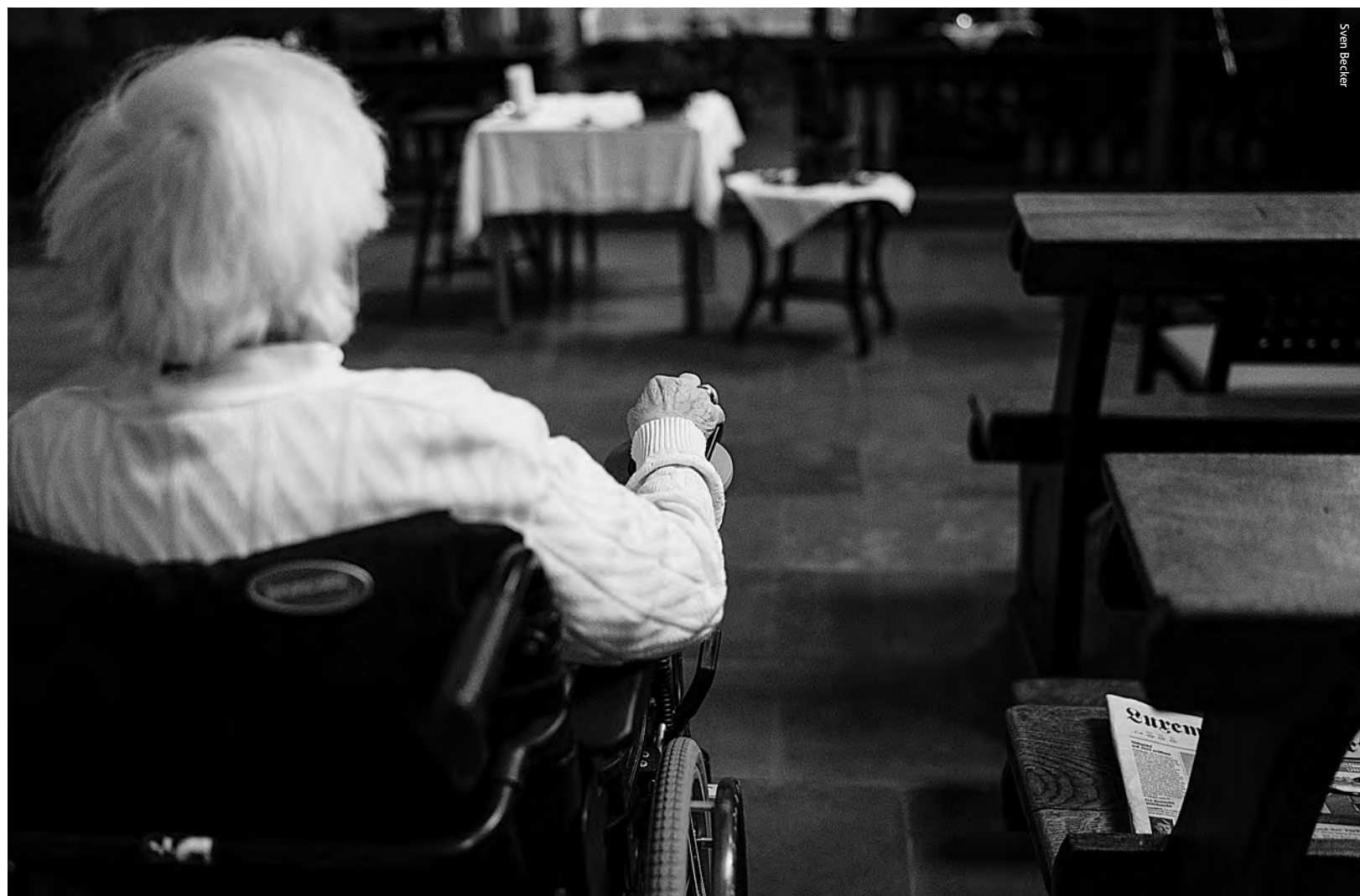
Verträgen ist auch der Weg, die Laufbahnaufwertungen zu gewähren. Nora Back, die für beide Verträge die Verhandlungen führte, hatte darauf gedrängt, dass Verbesserungen sich auch für ältere und in ihren Karrieren schon weiter fortgeschrittene Mitarbeiter „gleich“ bemerkbar machen müssten. Festgehalten wurden deshalb für Krankenhaus-Personal rückwirkende Prämien, für das unter dem SAS-Vertrag dagegen vergleichsweise mehr Geld in der Zukunft. Ein Pflegeheim mit Krankenhaus-Personal müsste dieses demnach nicht nur höher bezahlen, sondern auch Prämienfelder bereitstellen.

Wie das gehen soll, nicht nur für die rund 350 Mitarbeiter in den vergangenen Jahr bestreikten Betrieben, sondern für alle 700 mit Krankenhaus-Statut, ist

keine kleine Frage, denn es verträgt sich schwer mit der Pflegeversicherung. Die ist die mit einem Anteil von zwei Dritteln die wichtigste Einnahmequelle der Alten- und Pflegeheime, ein weiteres Drittel liefern die Heimpreise. Die CNS wies vor fünf Jahren in einer aufwändigen Studie nach, dass über alle Häuser betrachtet, die Heimpreise nicht kostendeckend sind, obwohl ihre Höhe immer wieder für Aufregung sorgt. Vor Defiziten rettet die Heime am Ende das Geld aus der Pflegekasse für Pflegeleistungen.

So dass der Streik vor anderthalb Jahren vielleicht auch einer gegen ein „Pflege-Patronat“ war, wie der OGBL behauptete, auf jeden Fall aber einer gegen die Regierung – wenngleich André Roeltgen das damals bestritt. Es ging um öffentliche Gelder. Für die Re-

Vier Monate vor den Wahlen zog es die Regierung vor, die Suche nach einer Lösung CNS und Copas zuzuschieben. Dabei dürfte ihr klar gewesen sein, wie schwierig das werden würde



gierung war es eine hübsche Lösung, kurz vor den Wahlen nicht etwa zu erklären, dass an Heimpreiseerhöhungen wohl kein Weg vorbeiführe, sondern mehr Geld aus der Pflegeversicherung in Aussicht zu stellen. Mit der Besonderheit, dass die Regierung sich dabei nicht einmischen wollte. Premier Bettel hatte noch einen Tag vor der Unterzeichnung des Abkommens mit der Copas im Anschluss an die Regierungsratssitzung erklärt, eine Gesetzesänderung sei nötig. Am Tag danach war davon keine Rede mehr, vielmehr sollten Copas und CNS nun unter sich einen Weg finden, der Betrieben mit höheren Personalkosten diese aus der Pflegekasse kompensiert.

Doch das ist leichter gesagt, als getan. Denn eines der fundamentalen Prinzipien der Pflegeversicherung lautet, dass die Pflege sich allein über Preise finanzieren soll, die pro Pflegeakt jeweils dieselben sind. Jahresbudgets, wie Krankenhäuser sie mit der CNS aushandeln, gibt es für Alten- und Pflegeheime nicht. Kommt ein Pflegebetrieb mit den Einnahmen aus den Preisen nicht aus, muss er Konsequenzen ziehen, so lautet die durchaus marktwirtschaftliche Logik. Wer sie ändern wollte, müsste etwas grundsätzlich an der Pflegeversicherung ändern. Das erfuhr LSAP-Sozialminister Mars Di Bartolomeo seinerzeit: Weil die Probleme mit den Statuten ja nicht neu sind, wollte er drei Kategorien Pflegetarife für die Heime einführen: eine für Heime nur mit SAS-Personal, eine für Häuser mit SAS- und Krankenhaus-Personal und eine dritte für Servior, weil dort auch Staatsbeamte Dienst tun. Di Bartolomeos Juristen rieten davon ab: Damit entstünden Ungleichheiten vor dem Gesetz.

An diesen Punkt gerieten CNS und Copas im vergangenen Jahr in den Diskussionen um einen Finanzausgleich erneut. Nun liegt die Idee auf dem Tisch, dass die CNS vielleicht im Nachhinein extra Zuwendungen aus der Pflegekasse an Pflegeheime mit Krankenhaus-Personal zahlen könnte. Fragt sich nur, auf welcher Grundlage. Die Juristen der CNS sind dem Vernehmen nach der Meinung, das gehe nicht; die Kasse würde damit selber zum Dienstleister, das ginge konträr zur Sozialversicherung.

Sicher ist es daher nicht, dass in den nächsten Wochen ein Durchbruch gelingt. Klappt das nicht, wären Heimpreisesteigerungen nicht nur absehbar, sondern programmiert. Nur zwei Jahre, so steht es im Abkommen vom Juni 2018, sollen die betreffenden Betriebe auf Preiserhöhungen verzichten – in Erwartung einer Lösung, die es noch nicht gibt. Copas-Präsident Marc Fischbach hatte im März 2019 gewarnt, liege bis September keine vor, drohten Betrieben mit Krankenhaus-Personal finanzielle Probleme. Vier Monate nach dem September will keiner der vom Land kontaktierten Betriebe von Problemen sprechen; zu delikat ist die Lage im Moment. Feststehen aber zwei Dinge: Die Regierung hätte die Konflikte kommen sehen und 2017 bei den Kollektivvertrags-Verhandlungen – Tarifautonomie hin oder her – darauf hinweisen können, die Unterschiede zwischen beiden Verträgen nicht noch größer zu machen und sie am besten abzubauen. Dass das unterblieb, ist ein Versagen des Sozialministers. Und als feierlich das Samstags-Abkommen unterzeichnet wurde, war der Regierung sehr wahrscheinlich klar, dass CNS und Copas überfordert wären, eine Lösung zu finden – wo Mars Di Bartolomeo und seinen Beamten doch 2012 schon keine einfiel. Vier Monate vor Wahlen aber schiebt man Probleme halt gerne anderen zu.



Pflegeheime finanzieren sich in erster Linie aus der Pflegeversicherung. Doch die Tarife sind für alle gleich, egal welches Statut das Personal hat

Grande-Bretagne

Le Labour rechute

Interview : Fabrice Montebello

En difficulté au sein du parlement britannique, Boris Johnson et le Parti conservateur ont pourtant remporté les dernières élections générales à la Chambre des communes le 12 décembre 2019, avec 43,6 pour cent des voix et 365 sièges (plus 48 par rapport aux dernières élections de 2017, qui étaient déjà des élections anticipées convoquées à la demande de la Première ministre conservatrice Theresa May). Le Parti conservateur est cette fois majoritaire à la Chambre des communes. Les élections sanctionnent également une déroute du Parti travailliste qui passe de quarante pour cent des voix en 2017 à 32,2 pour cent et de 262 députés à 202. Il faut remonter à 1935 pour retrouver un nombre de députés travaillistes inférieur. La focalisation identitaire et la volonté de sortie de l’Union européenne semblent l’avoir emporté sur les préoccupations économiques de la population. Les résultats sanctionnent la stratégie de Jeremy Corbyn, mais masquent des évolutions plus profondes du corps électoral britannique, notamment la montée des indépendantistes écossais et la représentation accrue des femmes et des minorités ethniques.

d’Land : Comment expliquer à la fois la victoire des conservateurs et le revers des travaillistes, alors même que Boris Johnson et sa position maximaliste sur le Brexit semblaient dans l’impasse la plus totale, sans même parler de la politique d’austérité économique que mènent les conservateurs depuis plusieurs années ?

Philippe Marlière : Il s’agit davantage d’un effondrement du Parti travailliste que d’une victoire des conservateurs. Car le progrès des conservateurs en valeurs relatives comme absolues entre 2017 et 2019 est peu significatif (un peu moins de 300 000 voix et un pour cent supplémentaires). Le système électoral britannique est particulièrement dur et peut transformer une différence de quelques pourcentages en majorité fracassante. Pour comprendre la défaite du Parti travailliste, il faut repartir du scrutin de 2017, de cette élection anticipée qui avait été voulue par Theresa May. Alors que les sondages avaient été défavorables au Parti travailliste, celui-ci a enregistré en 2017 un de ses meilleurs scores depuis longtemps, gagnant trente députés supplémentaires (sur un total de 262) et près de dix points pour atteindre quarante pour cent des voix. Ce n’était pas encore une victoire face aux 42,4 pour cent de Theresa May, mais ce résultat avait été vécu comme tel par les militants car on s’attendait à pire après le score très mauvais de Gordon Brown, chassé du pouvoir en 2010 (29 pour cent des voix) et celui guère plus enthousiasmant de Ed Miliband en 2015 (trente pour cent des voix). En réaction au blairisme, le corbynisme avait ancré le parti à gauche et même si Corbyn n’avait pas eu d’union massive autour de lui, sa stratégie avait redonné espoir aux militants en 2017, qui affluaient de nouveau au sein du parti qui atteignait plus de 600 000 adhérents. Mais en 2017 comme en 2019, le Brexit est venu court-circuiter les élections. Car la position du Parti travailliste en 2017 était de dire « nous respecterons le vote de sortie du Royaume Uni de l’UE exprimé par le référendum de juin 2016, nous n’allons pas l’entraver, mais nous nous battons pour que ce Brexit ait lieu dans les meilleures conditions possibles ». Cela laissait une porte ouverte à ceux qui avaient voté *Remain* et ceux qui avaient voté *Leave*, notamment au sein de l’électorat ouvrier du Parti travailliste. Puis le parti a changé de position, réclamant progressivement un nouvel accord et un deuxième vote. Ce changement a fait passer au second plan la valorisation du programme économique du parti qui avait tout pour plaire aux ouvriers et a rendu illisible la position de Corbyn. Dans l’autre camp, Boris Johnson l’emportait avec un slogan simple, voire simpliste : « Get Brexit Done » (« Que l’on fasse le Brexit »).

N’y a-t-il pas dans la victoire de Boris Johnson un ancrage à droite du Parti conservateur britannique ?

Il est difficile de se prononcer, l’avenir nous le dira. Car pendant la campagne, Boris Johnson a bien masqué cela. Dans les commentaires journalistiques, on apercevait deux camps. Pour certains, Boris Johnson était une variante anglaise du trumpisme, pour d’autres non. En fait, la campagne de Boris Johnson n’était pas très à droite mais très… adroite, très habile. Sur la base d’un slogan simple, « Get Brexit Done », il a réussi là où Corbyn a échoué : Regrouper des segments épars, hétérogènes et parfois contradictoires de l’électorat. Il a conservé un électorat anglais, âgé, économiquement aisé, des campagnes et des petites villes



Philippe Marlière

Entretien avec Philippe Marlière, professeur de sciences politiques à University College London, au lendemain des élections à la Chambre des communes britannique du 12 décembre 2019

qui est l’électorat traditionnel conservateur et il a connu des gains importants dans le nord-est du pays, et aussi un petit peu en Cornouailles et au Pays de Galles, qui sont des terres traditionnellement travaillistes, mais surtout dans le nord-est du pays, cette région que l’on appelle en Grande-Bretagne, le *red wall*, le mur rouge, qui court des *Midlands* et du *Northern England* jusqu’à la frontière écossaise, où l’on trouve aussi le Yorkshire et ces ex-régions minières de l’Angleterre où se sont déroulées les célèbres grèves de 1984-85. Il s’agit de régions post-industrielles qui sont représentées peut-être par une quarantaine de sièges. Ce sont des régions ouvrières pauvres avec aujourd’hui des taux de chômage très élevés qui étaient jusqu’à cette élection à 90 pour cent des terres travaillistes et ces terres ont été raflées, pour une bonne moitié d’entre elles, par les conservateurs. Boris Johnson a réussi cette entreprise de captation de l’électorat ouvrier à partir de son discours pro-Brexit en visant des populations qui dans une large mesure avaient voté aussi pour le Brexit. Il a compris également qu’il fallait lâcher du lest sur l’austérité et il s’est acquis ainsi un électorat plus ouvrier, et donc dans certains cas, un électorat autrefois travailliste.

Le parti travailliste, en forte progression, présentait un programme électoral fort, bien à gauche économiquement. Il avait tout pour séduire son électorat populaire et ouvrier traditionnel. Que s’est-il passé ?

Ce qui a perdu Corbyn, c’est son ambiguïté, notamment sur le Brexit. Mais globalement, il y a eu un rejet de la personne Corbyn malgré la qualité de son programme. Il s’est montré très mauvais et s’est lui-même entouré de gens mauvais. Il n’a pas jugé bon de s’ouvrir aux autres composantes du parti, notamment les centristes, pour emmener tout le monde, et s’est appuyé sur l’appareil du parti qu’il contrôlait. Les propositions de redistribution économique n’ont pas été jugées crédibles. Le pro-

gramme apparaissait trop chargé et son objectif était exprimé de manière confuse.

Mais la déroute des travaillistes vient de loin. Quand on regarde la carte électorale des anciennes régions industrielles du *red wall*, qui donnaient des majorités écrasantes aux candidats travaillistes, on se rend compte que depuis vingt ans, ces majorités s’amenuisent considérablement. Dans ces espaces, on observe une désagrégation de la classe ouvrière par rapport au travail. Les ouvriers n’ont plus de travail et quand ils ont du travail c’est du travail dans les services dévalorisants et mal payés, avec des contrats « zéro heure ». La désagrégation sociologique – qu’est-ce qu’un ouvrier dans ces conditions ? – se double d’une désagrégation politique et sociale. On est de moins en moins membre du syndicat et du parti, notamment chez les plus jeunes. Et pourquoi le serait-on dès lors qu’on ne fait plus partie d’un corps professionnel identifié et que l’on n’a même plus de fierté de l’être ? Le verbe très à gauche de Corbyn, cosmopolite et bienveillant, multiculturel, avec ouverture en direction des immigrés, a certes séduit les catégories professionnelles éduquées des grandes villes, les étudiants, les jeunes, les professeurs, les travailleurs intermédiaires de la fonction publique – ce qui est finalement l’électorat de base aujourd’hui de la gauche radicale partout en Europe – mais s’est trouvé trop éloigné de la réalité ouvrière.

N’a-t-on pas observé un vote travailliste utile en Écosse qui s’est reporté sur le SNP (Scottish National Party), le parti national écossais qui compte désormais 48 sièges des 59 disponibles pour l’Écosse à la Chambre des communes ?

Les travaillistes sont les grands perdants de la poussée nationaliste de ces vingt dernières années. D’autant que le SNP occupe un créneau politiquement et économiquement social-démocrate de gauche. Cette évolution est en partie une réaction contre le blairisme considéré par les Écossais comme une trahison des idéaux travaillistes de gauche. Mais on ne peut pas dire qu’elle date de 2019. La déroute travailliste en Écosse au profit du SNP est actée depuis deux, voire trois élections. Et Corbyn, malgré le nouvel ancrage à gauche du Parti travailliste, n’a pas été un attrait pour les Écossais. Le SNP n’a eu de cesse de rappeler que Corbyn n’était pas fiable en pointant systématiquement la question de l’Europe et du Brexit.

Déstabilisé par des accusations d’antisémitisme au sein du parti travailliste, Corbyn a paradoxalement contribué à la promotion politique de jeunes femmes issues de ce que l’on appelle les « minorités ethniques ».

Oui, effectivement, il y a eu une consolidation plus qu’une avancée dans ce domaine. Des femmes

Roumanie

Un passé qui ne veut pas passer

Mirel Bran, Bucarest

C’est un morceau d’histoire inscrit dans la pierre. Les murs de la caserne militaire de Tirgoviste, ville située au sud-est de la Roumanie, sont encore troués par les balles qui ont transpercé le corps du dictateur Nicolae Ceausescu et celui de son épouse Elena le jour de Noël 1989. Leur procès fut sommaire, et leur exécution rapide reste controversée. Même le procureur militaire du procès, le général Dan Voinea, a été surpris par le verdict. « J’étais à Bucarest lorsqu’on m’a demandé de me rendre à Tirgoviste en tant que procureur dans le procès des Ceausescu, se souvient-il. J’ai accepté d’emblée, c’était un moment historique. Je suis parti en pensant qu’il s’agirait d’un véritable procès. J’ai présenté mon réquisitoire devant le juge conformément au code pénal militaire. Nicolae Ceausescu et sa femme Elena ont été déclarés coupables de génocide et de crimes contre l’humanité. J’ai requis la peine de mort, comme le veut le code pénal militaire. Mais le procès aurait dû continuer. J’ai compris que quelque chose ne tournait pas rond quand je me suis aperçu que le ministère de la Défense avait décidé de les exécuter dans l’heure. »

Nicolae et Elena Ceausescu : Leur procès et leur exécution sommaires restent controversés

Trente après la chute d’une des dictatures communistes les plus dures, les Roumains peinent encore à tourner la page de leur passé. Contrairement aux révolutions de velours qui ont fait tomber comme des dominos les régimes communistes en Europe centrale et orientale, la révolution roumaine a fait couler le sang. Ce n’est que le 29 novembre 2019 que la Haute cour de cassation et de justice a ouvert un procès contre les principaux acteurs des événements qui ont secoué la Roumanie il y a trente ans. Ion Iliescu, l’apparatchik qui avait pris le contrôle du pays avec l’appui du deuxième échelon du Parti et de la Securitate, la police politique du régime, est officiellement accusé de crimes contre l’humanité. Même chef d’accusation contre son lieutenant de l’époque, un certain Gelu Voican Voiculescu, qui allait coordonner dans l’ombre les décisions du nouveau pouvoir. « Ce procès était une commande politique même s’il est scandaleux que la révolution roumaine qui nous a offert la liberté ait été utilisée comme un moyen dans la lutte entre les partis, affirme-t-il. Nous sommes l’objet d’une vengeance et ce procès est une honte. »

Pourtant la question se pose : qui va payer pour les 862 victimes de la révolution roumaine ? Il s’agit des gens qui ont été fusillés dans les rues de Bucarest après la fuite du couple Ceausescu. La thèse officielle évoque des « terroristes » qui voulaient ramener le Conducator au pouvoir. Mais personne ne les a vus et ils n’ont jamais été rattrapés. Aujourd’hui l’ancien président Ion Iliescu, âgé de 89 ans, est accusé d’avoir orchestré des opérations militaires pour se présenter comme le représentant d’une révolution spontanée. Les historiens n’ont jamais été d’accord sur les événements troubles de décembre 1989, mais aujourd’hui c’est aux procureurs et aux juges de faire la lumière sur ces événements.

Trente après la révolution, le général Dan Voinea a encore le sentiment d’avoir été trompé lors du procès des Ceausescu. Pendant plusieurs années il a mené une enquête pour rétablir la vérité sur les dérapages d’une révolution ratée. Le procureur militaire avait approché de trop près les hauts dignitaires de l’époque et ils l’ont mis à la retraite en 2008. « Un État criminel ne reconnaît jamais ses crimes, explique-t-il. Les victimes gênent l’État et l’État ne veut pas leur rendre ce qu’il leur a pris. Il leur a pris leur liberté, leurs biens et une partie de leur vie. Ce sont des choses qui sont toujours d’actualité pour les victimes même si elles ne le sont plus pour les représentants de l’État. C’est pourquoi nous devons aller vers elles. »

Mais les victimes sont loin d’avoir retrouvé la paix. Le 23 décembre 1989, Dan Dorin Duta, un Bucarestois âgé de 37 ans, était parti travailler mais n’est jamais revenu chez lui. À la télévision, on n’arrêtait pas de parler de terroristes qui voulaient confisquer la révolution et tiraient à tout hasard. Son épouse, Eugenia Duta, était partie à sa recherche et a fait le tour des morgues de Bucarest. Elle ne l’avait retrouvé que le lendemain. « Son corps se trouvait dans la salle des ‘Corps non-identifiés’, se souvient-elle, les larmes aux yeux. On lui avait tout volé, il n’y avait plus rien dans ses poches, même pas sa carte d’identité. »

Le 29 novembre 2019, Eugenia Duta s’était présentée devant la Haute cour de cassation et de justice où elle avait été appelée en tant que partie civile dans le procès de la révolution. « On m’a demandé de fixer un montant pour être dédommée, explique-t-elle. Mais comment évaluer la douleur d’avoir perdu un mari et de vivre trente ans en pensant à lui ? Comment évaluer la douleur de ma fille qui avait à l’époque deux ans et demi ? Ce procès ne m’apporte rien, c’est comme un couteau que l’on remue dans une plaie encore ouverte. » De son mari il ne reste qu’une tombe au cimetière des héros de la révolution et une photo qu’elle garde dans son sac. « On nous a menti, déclare-t-elle. Ce procès n’a pas de fin et je le ressens comme une humiliation. Nous vivons dans un vieux mensonge que j’entends depuis trente ans. » Une génération après la chute du communisme, les Roumains peinent à tourner la page d’un passé qui ne veut pas passer.

britanniques, noires, asiatiques, bengalies, pakistanaïses, indiennes, toutes issues de l’ancien empire colonial, ont accédé à la députation dans des zones ouvrières qui votent travailliste. Le discours de Corbyn a réussi à mobiliser ceux et celles qui ont absolument tout à perdre d’un vote pour Boris Johnson et qui ont fait l’objet, durant la campagne, de remarques racistes, xénophobes, sexistes et islamophobes très nombreuses. Il faut reconnaître cela à Jeremy Corbyn. Quel que soit son succes-

seur, ce mouvement ira croissant. Blair était beaucoup plus discret sur la question. Il avait amené beaucoup de femmes parmi les élus en 1997, mais encore très peu en provenance des minorités ethniques. Parmi les 202 élus travaillistes, il y a plus de femmes (104) que d’hommes (98) (elles sont 87 sur 365 au sein du parti conservateur) et beaucoup proviennent de minorités ethniques.

Entretien réalisé le 23 décembre 2019.

79 617 375

ticker

On lâche l’affaire chez Lassner



Un emblématique commerce du centre-ville baissera le rideau en ce début d'année. Le magasin de jouets Lassner Sports & Fun, qui fait face au palais grand-ducal, commence cette semaine à liquider son stock de trotinettes, tricycles et autres maquettes. L'enseigne disparaît après treize années en sursis en son adresse du 3 rue de la Reine. La boutique éponyme avait ouvert juste en face en 1860 à l'initiative d'Adolf Lassner et de son épouse Victorine Zinnen pour vendre des porcelaines et des « objets de ménage ». Le mariage de leur fille Marie à Joseph Simonis est à l'origine de l'inscription de ce nouveau patronyme sur la somptueuse bâtisse Art nouveau au coin du Knuedler où la famille s'était installée en 1905 (sur un terrain acquis à Banque internationale, selon l'historien de la Ville Robert Philippart), façon « grand magasin ». L'héritier Paul Simonis s'était ensuite, au tournant des années 1920, associé au bourgmestre de la capitale Émile Hamilius (en fait marié à la sœur de Paul, Jeanne). Puis le commerce au cœur de la ville a périclité. Maison Moderne, Rosenstiel, Sternberg, Lassner, Monopol, « les grandes enseignes d'une époque révolue sont chassées par les Zara, H&M, Pimkie et autres C&A, multinationales qui vendent un même stock partout dans le monde », écrivait le *Land* en 2006. C'est alors que les enfants de Paul, en désaccord sur l'avenir de l'entreprise familiale, ont décidé de vendre l'immeuble à l'entrepreneur Claude Mack. *Reporter.lu* a d'ailleurs cet automne souligné la confusion qui avait régné ensuite sur le devenir de la surface commerciale, la Ville s'opposant à ce qu'une agence bancaire, en l'espèce Banque internationale à Luxembourg, prenne quartier au coin de la place Guillaume II (ce pour quoi elle a été condamnée devant le tribunal administratif).

Mais en 2006, quand les héritiers ont lâché prise au Knuedler, l'un d'entre eux, Pierre, alors 79 ans, a remis une pièce dans la machine. Il a loué les locaux du 3 rue de la Reine et continué à vendre les jouets, rayon dont il était responsable au grand magasin. Pourquoi ? « Il n'avait pas envie d'arrêter, notamment, peut-être, pour son ancien apprenti, Raymond Schreiner », avec qui il s'associe dans l'aventure, tente d'expliquer son fils, Michel qui, lui, est passé à autre chose puisqu'il dirige la Croix Rouge Luxembourg. Aujourd'hui Pierre Simonis a 94 ans et va tous les jours « sauf le lundi » au magasin pour « faire sa comptabilité », révèle son fils. Et parce que son ancien apprenti part à la retraite en 2020, il décide d'arrêter les frais. Jamais depuis la création de la société en 2006, celle-ci n'a réalisé de bénéfice. Dans le sillon de tapis Hertz ou de Sports House Keller, Lassner disparaît du centre ville. « Le commerce de détail reste quelque chose de compliqué en ville », témoigne Michel Simonis (économiste de formation). La centrale d'achat allemande Vedes, via laquelle Lassner se procurait les jouets qu'elle vendait, cherche elle de nouveaux commerçants pour continuer de distribuer ses produits en ville. pso



La CSSF marque la banque privée à la culotte

La Commission de surveillance du secteur financier (CSSF) a publié vendredi 20 décembre sa première analyse extensive des risques de blanchiment et de financement du terrorisme (LBC/FT) liés au secteur de la banque privée luxembourgeoise, « le plus exposé (et de loin) de tous les sous-secteurs » de la place. Le rapport de 55 pages publié in extremis avant la trêve des confiseurs détaille l'exposition, par nature, de la gestion de fortune aux crimes fiscaux, à la corruption et aux fraudes, les trois principales menaces identifiées de concert par le régulateur,

les professionnels et le Groupe d'action financière (Gafi). Ce dernier organisme est attendu à l'automne pour examiner la robustesse de la place en matière de LBC/FT. En 2014 déjà, le Gafi identifiait « la culture de la confidentialité, la difficulté d'identifier les bénéficiaires effectifs, le recours aux trusts offshore, le secret bancaire, la complexité des services et produits financiers, les PEPs (*politically exposed persons*, ndlr) » comme principaux facteurs de risques au niveau international.

Les banques locales y sont particulièrement exposées du fait de la « croissance » du private banking luxembourgeois, explique Claude Wampach, directeur en charge de la supervision, de la provenance internationale des clients et du recours aux intermédiaires. Plus des trois quarts des actifs sous gestion du Luxembourg proviennent de clients étrangers. « Les clients résidant dans des juridictions à haut risque ou qui ne participent pas à l'échange automatique d'informations fiscales, ainsi que ceux dont la fortune provient de juridictions à haut risque, peuvent augmenter les risques LBC/FT (notamment les crimes fiscaux et de corruption) pesant sur la banque », écrit le régulateur. Pour la CSSF, le recours croissant à des structures complexes, « pour offrir plus de flexibilité et de confidentialité aux clients » (sic), peut mettre à mal la transparence de la propriété effective. Les *insurance wrappers* (polices d'assurance souscrites par un investisseur auprès d'un assureur qui place la prime en son nom, et pas en celui du bénéficiaire économique, auprès d'une banque) sont spécifiquement désignés comme produits à risque par l'institution dirigée par l'ancien patron de Lombard International, Claude Marx. Le régulateur inclut en annexe une liste d'indicateurs de comportements douteux des clients qui pourraient conduire à une investigation approfondie de la part de l'établissement. Y figurent la nature du client (PEP), d'éventuels liens avec une personne condamnée pour corruption ou des documents bancaires en *holdmail* consultés avec parcimonie. La CSSF formule treize recommandations, notamment d'impliquer davantage le conseil d'administration dans la gestion des risques, et promet de suivre leur bonne mise en œuvre au cours des

prochains mois (décisifs) et années. Elle s'engage aussi à adapter sa propre approche aux risques. « L'exercice a renforcé notre compréhension des risques inhérents aux activités de banque privée, les forces du régime actuel de LBC/FT, et les endroits où les mesures de gestion peuvent être améliorées », résument les auteurs du rapport. pso

Marc Hansen, e-messie



Assistera-t-on à un exode bancaire ? Il a en tout cas été rendu théoriquement possible par le ministère de la Fonction publique. Celui-ci a annoncé hier la possibilité « à partir du printemps prochain » (datation romantique, mais pas très précise) pour les quelque 28 326 agents de l'État (chiffre du MFP datant d'octobre) de se faire virer leur traitement sur un autre compte que le Compte chèque postal auxquels ils sont encore contraints aujourd'hui. « La communication du numéro de compte se fera exclusivement de manière électronique, sur base d'une authentification forte (Luxtrust), via myRH, qui est un portail web interne à l'État permettant de réaliser un certain nombre de démarches liées aux ressources humaines et auquel tous les agents auront accès », communique le MFP, pas peu fier de l'initiative à inscrire dans le cadre de « la digitalisation accrue des services de l'État ». Marc Hansen est ministre de la Fonction publique et ministre délégué à la Digitalisation. pso

Bettel, guide de voyage du grand capital

C'est dans le contexte de l'aviation civile luxembourgeoise que le complexe offshore trouve son expression esthétique la plus succincte. Cela commence par les publicités qui ornent les halls d'embarquement et qui vantent les mérites de sociétés de domiciliation, de cabinets d'affaires et de banques privées.

c'est, exprimé en euros, le montant des crédits commerciaux contractés par l'opérateur téléphonique Join Experience auprès de Post Group. Dans une note à ses comptes annuels 2018 (déposés au Registre de commerce en octobre 2019), Join explique que la Poste renonce à ces créances. Dans une question parlementaire, le député Laurent Mosar (CSV) veut en savoir plus de la part du ministre de l'Économie, Etienne Schneider (LSAP). Ce dernier rappelle que ces transactions ont eu lieu « dans le cadre de la restructuration des entités Join, entamée suite à la reprise à cent pour cent des parts de Join par Post Capital ». Du fait de cette absorption, les transactions seraient « neutres d'un point de vue financier » et n'auraient « pas impacté négativement les résultats consolidés du Group Post ». bt

Cela continue à bord de Luxair, dont le magazine *Flydoscope* est produit par Maison Moderne. Justement dans son édition de décembre, Paul Mousel, fondateur de Arendt & Medernach, relate une petite anecdote censée illustrer l'esprit « Luxembourg Inc. ». Paul Mousel relate le « warm welcome » auquel avaient eu droit les émissaires de la compagnie d'assurance américaine « too big to fail » AIG, à la recherche d'un nouveau pied-à-terre européen au lendemain du vote Brexit. Une réunion avec Pierre Gramegna (DP) avait été prévue, mais le ministre des Finances dut se décommander en dernière minute pour cause de réunion urgente à Bruxelles. « However, a phone call later and Prime Minister Xavier Bettel agreed to step in », raconte Mousel. Le Premier ministre aurait même pris le temps de faire une petite visite de la Ville en compagnie des managers d'AIG. Quelques semaines plus tard, en mars 2017, AIG annonce l'installation de son « hub » européen au Luxembourg. bt



La BIL vend Red Sky à Belval

Banque internationale à Luxembourg a vendu son imposante tour de bureau de Belval au développeur immobilier belge Iret Development, a révélé *Paperjam* avant les fêtes. Le remarquable édifice recouvert de rouge avait été placé dans la société Red Sky en 2016 à l'initiative de son propriétaire (alors à 90 pour cent qatari). Après avoir patiemment quelques années pour se délester de pesanteurs fiscales, l'actif avait été rendu disponible à la vente en 2019 pour une valeur de 170 millions d'euros (comptes clôturés le 31 décembre 2018). Le montant de la transaction n'est pas rendu public, mais il profitera aux actionnaires actuels (les Chinois de Legend Holdings et l'État) qui ont récemment annoncé une recapitalisation de la BIL pour 58 millions d'euros, afin de « soutenir le développement des activités commerciales ». La banque canadienne RBC, ancienne filiale à cinquante pour cent de

En cette année de réforme fiscale, le patron du cabinet spécialisé Atoz, Keith O'Donnell, livre des réflexions politiquement dérangeantes



« Ne pourrait-on pas augmenter l'impôt foncier pour réduire voire abolir l'ICC ? », demande poliment Keith O'Donnell, alors que pour le spécialiste de la fiscalité, la réponse ne fait pas de doute

Interview : Pierre Sorlut

L'expert fiscal Keith O'Donnell, 52 ans, nous reçoit à la veille des fêtes de fin d'année au siège de l'entreprise qu'il dirige, Atoz, face à l'aéroport. Quelques jours plus tôt, lors d'un séminaire pour professionnels (Meetings) à l'Hôtel Royal, il avait exposé des considérations plutôt critiques pour un aspirant aux bonnes grâces gouvernementales en cette année 2020 de renaissance fiscale (c'est en tout cas ce qu'on espère dans le monde de l'entreprise). Désireux d'en savoir plus, nous sollicitons un entretien. Tiré à quatre épingles, look de premier de la classe et phrase amical, celui qui préside la branche locale du *think tank* international de la fiscalité, l'Ifa, explique calmement pourquoi le gouvernement devrait supprimer l'impôt commercial communal, découpler la taxe carbone appliquée au kérosène, inciter fiscalement le recours au transport collectif, sponsoriser davantage l'acquisition de véhicules électriques, mais aussi réintroduire les droits de succession et taxer lourdement les propriétaires fonciers. Quand nous le recontrons, Keith O'Donnell, chef d'une boîte fondée et présidée par le libéral Norbert Becker, porte une cravate bleue au recto, rouge au verso.

D'Land : *Monsieur O'Donnell, 2020 est-ce une année décisive en matière de fiscalité ?*

Keith O'Donnell : Elle devrait. J'espère qu'elle le sera. Le grand public et les entreprises attendent le gouvernement à ce tournant.

Commençons par les personnes physiques et cette hausse graduelle des accises sur les carburants qui semble injuste, car dépourvue de progressivité, mais pas seulement...

Si on regarde cette mesure comme instrument pour lever de l'impôt, on peut dire qu'elle est efficace. Vaut-elle réduire l'empreinte carbone des gens comme l'objectif le prévoit ? On en doute fortement. Si on regarde la barre fixée par différentes institutions autour de 75 dollars par tonne de dioxyde de carbone, le niveau d'accises, on y est déjà. Est-ce que cela a freiné l'utilisation des voitures particulières à essence ou diesel ? Non. Doubler les accises ne freinerait sans doute pas davantage l'utilisation de voitures personnelles.

Dans l'absolu, la hausse finance la gratuité des transports publics...

Oui, il faut regarder du côté des dépenses et des investissements qui pourront acheminer les gens vers le transport public. D'autres parties plus ésotériques et néanmoins intéressantes comme le *carpooling* doivent être considérées. On limite non seulement les émissions carbone, mais aussi le trafic sur les routes. C'est un levier peut-être plus facile à utiliser, mais qui, j'ai l'impression, est un peu perdu de vue. Et là un levier fiscal peut être ajouté.

Comment ?

En défiscalisant une partie des trajets et/ou l'essence pour les utilisateurs. L'État doit porter sa part de responsabilité en l'espèce. Non pas en développant les plateformes, mais en défiscalisant le recours au

« Dans un contexte de pénurie, rester assis sur un terrain constructible ne coûte rien. C'est une anomalie »

covoiturage et en finançant des voies dédiées (un chantier lancé tout doucement, ndlr). La fiscalité punitive ne sera jamais assez lourde pour décourager les gens de prendre leur voiture. Et pour un petit pays ouvert comme le Luxembourg, augmenter substantiellement les accises précipiterait simplement l'installation des stations services de l'autre côté de la frontière. Idem pour les camions. S'ils n'achètent pas leur carburant ici, ils le feront en France, en Belgique ou en Allemagne. Il faut viser les voitures plutôt que l'essence. Pourquoi ne pas copier le modèle de la Norvège ? Son gouvernement a changé la fiscalité pour qu'en fin de compte une voiture électrique coûte autant qu'un modèle thermique.

Ne voyez-vous pas aussi des incohérences au niveau de la érien ?

La taxation du kérosène est ridicule, quatre euros par tonne à comparer aux 80 pour l'essence des voitures. C'est insensé.

Sauf si on considère que deux entreprises majeures au niveau national opèrent dans l'aviation ?

C'est possible, mais ce n'est pas un problème luxembourgeois. L'Europe a fait un effort en envisageant une taxe carbone pour les avions, mais elle a dû y renoncer pour des raisons concurrentielles. J'espère qu'on va relancer cette idée, au moins pour les vols intérieurs, en introduisant une taxe raisonnable sur le carburant des avions. Le moment est venu de le faire. Et là, le Luxembourg doit se montrer actif, nonobstant les deux fleurons luxembourgeois impactés par une telle taxe.

Vous militez pour la baisse du taux nominal d'imposition conjointement à l'élargissement, au niveau international, de la base fiscale des entreprises. La baisse de l'impôt sur les sociétés serait en partie financée par les personnes physiques. Ne faudrait-il pas l'expliquer ?

Il y a toujours des arbitrages à faire. Un des volets de l'imposition sur les sociétés est l'impôt commercial communal (ICC). Une autre taxe qui est plutôt communale, c'est l'impôt foncier. Au Luxembourg, il s'élève au dixième du taux moyen de l'OCDE. Ne pourrait-on pas augmenter l'impôt foncier pour réduire, voire abolir, l'ICC ? L'approche est relativement simple. Cela aurait un effet de vase communicant. La masse des coûts ne change pas. Les recettes ne changent pas non plus. On pourrait finalement mettre fin à ce système de deux impôts (IRC + ICC) qui, à l'étranger, est assez difficile à comprendre. On accepte totalement les arbitrages, mais celui-là nous semble évident.

Quel est le degré de faisabilité d'une telle mesure ?

L'ICC (autour de six pour cent, ndlr) a une sorte de statut de vache sacrée. Je ne sous-estime pas la difficulté d'aborder un tel sujet. Néanmoins on continuera à dire haut et fort que c'est certainement la fenêtre pour le faire. Les finances de l'État sont en relativement bonne condition. Une réforme est annoncée. Le gouvernement est en place depuis quelques années. Quand le faire sinon maintenant ? Restaurons la compétitivité qu'on est en train de perdre.

Mais cet impôt foncier pèserait sur les personnes physiques...

Tout à fait. L'effet n'est pas neutre sur les différents contribuables. Après, je pense qu'il y a lieu de distinguer plusieurs cas. Pour celui qui occupe sa maison ou son appartement, on peut imaginer une exonération ou des taux réduits. Puis il y a les propriétaires de plusieurs maisons ou terrains, des biens qui ont une grande valeur pour l'État et pour la société en général et qui ne sont pas taxés du tout. Dans un contexte de pénurie de logement, rester assis sur un terrain constructible ne coûte rien. C'est une anomalie.

Le Luxembourg est, en termes de progressivité, un très mauvais élève. Les personnes disposant d'un fort revenu ou d'un très haut capital peuvent déduire via différents mécanismes : le régime des warrants, l'investissement locatif, la non taxation du foncier (ni le stock ni les transactions via les Fonds d'investissement spécialisé)...

Il faut nuancer. Si on parle de quelqu'un qui a un important patrimoine foncier, je suis d'accord. Nous sommes un mauvais élève. Mais pour quelqu'un qui gagne un salaire, les taux marginaux sont quand même assez élevés. Si on considère le rapport du Conseil économique et social, on voit quand même qu'un nombre limité de contribuables paie une grande partie des recettes. Pour ce qui est de la capacité redistributive, c'est là où il y a eu le plus de croissance ces dernières années. L'impôt sur les sociétés a augmenté, mais la grande croissance, c'est sur l'imposition des personnes physiques. Il est intéressant de constater qu'une grande partie des revenus de l'État est tirée des personnes physiques.

Quelles conclusions tirer ?

C'est dû au tissu économique luxembourgeois doté d'une forte valeur ajoutée. Cette construction du PIB se fait beaucoup par une taxation des personnes qui travaillent. Notre économie est beaucoup plus dans la tête des gens que dans des industries et les actifs fixes. Ce qu'on devrait vouloir faire, c'est attirer plus de gens. Qu'est-ce qui attire ces gens ? En général ce sont des entreprises. Alors si on attire des entreprises, même si on n'est pas vraiment gagnant sur l'imposition des sociétés, on génère des recettes importantes sur les revenus des travailleurs.

Maintenant les effets de Beps commencent à être digérés au Luxembourg et ailleurs. Des pays, et notamment les places financières internationales, se sont position-

nés. Le gouvernement a jusque-là été plutôt timide en matière de compétitivité.

Tout le monde nous attend. C'est clair.

Quelles sont les attentes d'un conseiller fiscal international qui a des clients qui se posent la question d'arriver, de partir ou de rester ?

Certains posent clairement la question : 'Si notre base s'élargit fortement, que se passe-t-il avec le taux, car l'intérêt de rester au Luxembourg devient nettement moindre ?' On parle de la réforme fiscale. Pour le moment on doit un peu botter en touche, car on n'en a pas vu les contours. Quand on voyage et que les entreprises nous demandent pourquoi elles devraient s'installer au Luxembourg, on a beau avoir des attraits non fiscaux, la fiscalité joue quand même. Je dis ça en tant que fiscaliste, et on me consulte sans doute pour ça, mais il est aujourd'hui difficile de vendre le Luxembourg comme un pays à fiscalité intéressante.

Le AAA c'est bien, mais pas à n'importe quel prix...

Voilà. Tout est question de prix. Mais ce n'est jamais un facteur seul. Contrairement à il y a dix-quinze ans où on pouvait vendre le Grand-Duché sur sa seule fiscalité, aujourd'hui ce n'est plus possible. La fiscalité est un des piliers du Luxembourg, il ne faut pas se leurrer. Pas question de *dumping* fiscal, mais il faut viser entre quinze et 19 pour cent de taux nominal (autour de 25 pour cent aujourd'hui, ndlr).

Vous ne semblez pas trop y croire...

À quoi ? Que ça va se passer ? Quand j'écoute le débat politique, je vois mal le gouvernement actuel

faire passer ça auprès des différents membres de sa coalition. C'est pourtant où il faut aller. Nos intérêts (ceux du cabinet, ndlr.) sont très alignés avec ceux du Luxembourg.

D'autres leviers ne doivent-ils pas être actionnés auprès des partenaires de coalition pour que chacun y trouve son compte ?

Tout à fait. Une série de sujets méritent d'être évoqués. Le régime de succession en ligne directe est très favorable au Luxembourg, c'est encore peut-être l'une de ces vaches sacrées, mais quand on creuse... une explication pour ne pas y toucher consiste à dire que le capital a été taxé en tant que revenu, puis en tant que revenu de capitaux et que le taxer à la succession serait l'imposer une troisième fois. Une autre vision importante est celle de l'efficacité. Si on doit choisir entre taxer une personne qui travaille et une autre oisive, un économiste préconiserait de taxer l'activité passive. Sur le plan de l'équité et de l'efficacité, l'exemple est relativement flagrant.

Autre iniquité fiscale, l'investissement locatif...

En effet, si j'achète un appartement d'une valeur de 750 000 euros pour le louer, le gouvernement va me donner des « subsides » fiscaux en tant que bailleur qu'on chiffre à plus de 110 000 euros. En revanche si on veut acheter le même appartement et l'habiter, l'État n'en donne que 70 000. C'est une concurrence déloyale. Le rendement annuel net du propriétaire bailleur est en sus entretenu par l'avantage fiscal (déductibilité de la dette, ndlr). Donc il sera prêt à payer plus cher. Évidemment c'est à lui que le promoteur va vendre. Cela fait grimper le prix de l'immobilier.

Et pourquoi n'arrive-t-on pas à changer le régime de la taxe foncière ?

Tant qu'il n'y avait pas le besoin on ne se posait pas vraiment la question. Maintenant que des arbitrages doivent se jouer... L'ICC c'est une question de courage politique. Il y a aussi un lien avec l'accès au logement. Une imposition foncière plus moderne n'encouragerait-elle pas les gens à libérer le potentiel de 2 800 hectares dans des PAG prêts à être construits ? Le fait que ça ne coûte rien n'encourage pas les gens à le faire. Est-ce qu'on ne pourrait pas aussi viser de manière punitive les *Baulücken* (PAG et PAP) ? Dans certains pays, c'est allé jusqu'à trois pour cent de la valeur d'un terrain. En outre, et je le dis en capitaliste convaincu, l'État devrait intervenir beaucoup plus dans le logement. Qu'il maîtrise l'investissement en infrastructure et la viabilisation de certains terrains. C'est aussi un État qui peut emprunter à des taux très favorables.

Au fond, quelle est la substantifique moelle de cette réforme ?

Les deux enjeux sont le logement et l'environnement. Le troisième, un petit peu moins visible du grand public, est l'imposition sur les sociétés. Il est lié à des changements majeurs sur le plan international au cours des dix dernières années. Le *timing* est logique. L'opportunité est là. Tous les voyants sont au vert pour faire quelque chose d'un peu visionnaire et courageux. J'espère que le gouvernement en place le fera. Cela nécessite que tout le monde descende un peu de ses positions traditionnelles. On a été relativement bons à ça dans le passé. Je pense, sans vouloir exagérer l'enjeu, que nous en sommes à un point d'inflexion comparable à la crise de la sidérurgie ou à la crise financière. Là, on le voit un peu moins et c'est peut-être le piège, mais nous y sommes.

Une réforme très attendue

L'enjeu premier de la réforme annoncée par le ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP), est l'individualisation. S'ajoutent l'environnement et le logement. Mais dans un contexte de concurrence internationale et puisque les entreprises logent au cœur de la problématique fiscale, celles-ci font entendre leur voix. L'UEL, qui rassemble les velléités de chacun des lobbys sectoriels, privilégie une approche holistique pour justifier (c'est la principale revendication depuis 2015), une baisse substantielle du taux nominal d'imposition face à l'élargissement de l'assiette fiscale et de la baisse généralisée de l'impôt sur les sociétés. L'imposition c'est la compétitivité-prix du pays. Une petite économie doit jouir d'un impôt moindre que les grandes, explique Jean-Paul Olinger, directeur de l'UEL et fiscaliste de profession (ancien associé chez KPMG). Les capitaux étrangers, à l'origine de l'établissement d'entreprises sur le sol luxembourgeois, sont attirés par des mesures fiscales préférables à celles des juridictions environnantes, plus encore quand le taux nominal d'imposition d'un pays comme la France converge vers celui du Luxembourg. Le patronat semble anxieux. Manquer cette opportunité générerait un effet de cliquet en la défaveur des entreprises nationales. L'occasion ne se présentera plus de la législation et la réforme de 2015, qualifiée de « réformette » dans les sphères d'affaires, fait figure d'épouvantail. Jusqu'à générer un certain désespoir. Reste à savoir s'il est feint ou sincère. Pour l'instant, l'UEL n'a pas eu de réunion sur le sujet avec le gouvernement. Le ministre des Finances a pour l'heure notamment vu l'OGBL, la CGFP et la CSL. Mais une fois les contacts engagés avec l'UEL, les discussions prévues pour cette année pourraient aller très vite. Quelques semaines, nous dit-on. Le temps politique de rédaction du texte et de passage à la Chambre, durerait ensuite autour de six mois si l'on part du principe que la réforme fera bien l'objet d'une loi à part entière et non d'un aréopage de mesures inscrites au prochain texte budgétaire. Le ministère des Finances promet une mise en œuvre au cours de la législature. Pour les entreprises (comme pour le gouvernement), pas question d'urgence, mais de travail profond et bien fait. L'annonce d'un objectif de taux sur plusieurs années ferait l'affaire. pso

Florian Hertweck, professeur d'architecture à l'Uni.lu, vient d'éditer un livre sur l'embarrassante question du foncier

Main basse sur la ville

Bernard Thomas

Radical chic Dès la première page de son nouveau livre, *Architektur auf gemeinsamem Boden – Positionen und Modelle zur Bodenfrage*, Florian Hertweck plonge le lecteur dans le maelstrom luxembourgeois. « Dans une commune non loin de la capitale », écrit-il, un paysan vient de céder un hectare de terrains constructibles pour douze millions d'euros à « un promoteur immobilier local ». Ce dernier a aussitôt revendu les parcelles pour 18 millions d'euros à « un promoteur immobilier étranger ». Hertweck, professeur d'architecture à l'Université du Luxembourg depuis la rentrée 2016, pense connaître le dénouement de ce micmac foncier : « Dès aujourd'hui, on peut prédire que le promoteur va y vendre chèrement des logements fabriqués à bon marché. Sinon, étant donné le prix d'acquisition monstrueux, il ne ferait lui-même pas d'affaire » (p.9). Les jalons sont posés : c'est le foncier qui détermine l'architecture, l'urbanisme et la composition sociale des villes.

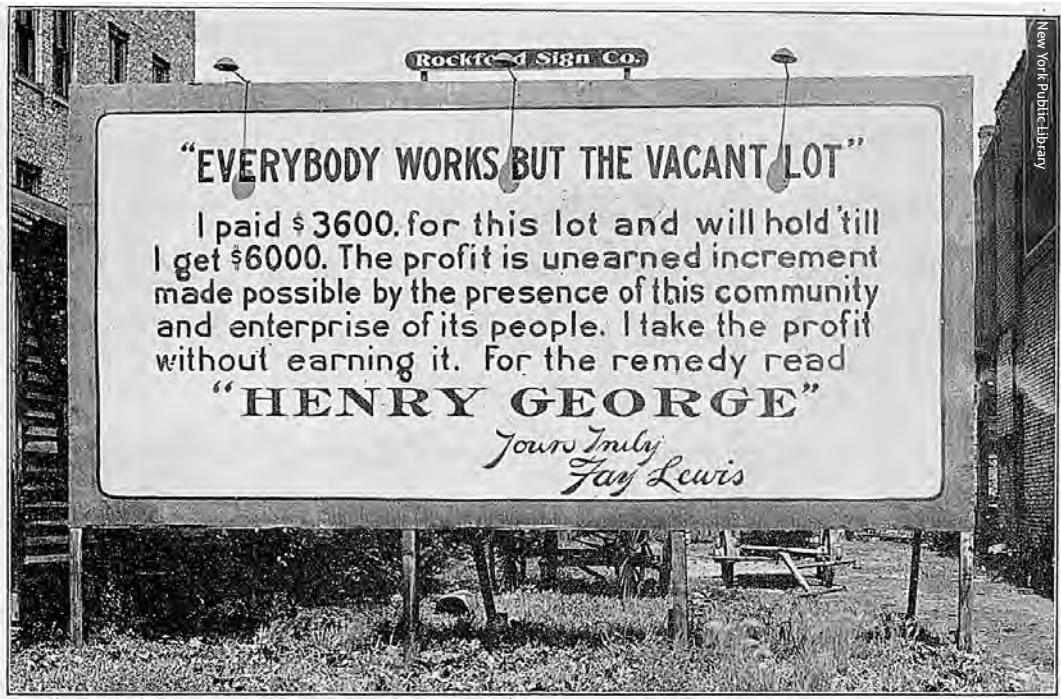
Hertweck a rassemblé les contributions d'une trentaine de ses amis architectes, artistes, activistes, feuilletonistes, chercheurs ainsi que de quelques politiciens. Il déploie un panorama de la question foncière de Berlin à Beijing, en passant par Munich, Bâle, Paris, Liverpool et Luxembourg. On apprend ainsi qu'à Amsterdam, 85 pour cent du foncier sont en possession communale, avec 120 000 baux emphytéotiques en cours (p.209). C'est qu'aux yeux des Néerlandais, la terre n'est pas donnée ; elle résulte d'un effort collectif et continu pour maintenir les Pays-Bas au sec. On apprend également qu'à Munich, l'obligation faite aux promoteurs de dédier au moins trente pour cent de leurs projets au locatif subventionné a réduit la ségrégation sociale. Christiane Thalgot, ancienne *Stadtbaurätin* de Munich, évoque une dissémination de logements sociaux à travers l'ensemble du tissu urbain, « comme du persil sur une soupe ». Et de se réjouir : « Aux yeux du promoteur qui construit pour des millionnaires, le voisinage immédiat avec des gens habitant des logements subventionnés provoque une baisse de valeur » (p.198).

Tout en se défendant d'avoir compilé un « pamphlet » [*Kampfschrift*], Florian Hertweck assume un discours politique, clairement marqué à gauche, non-soumis aux pressions commerciales. Or, dès qu'il se penche sur le cas luxembourgeois, son analyse devient très vite très floue, plus anecdotique que systématique. D'entrée, on trébuche sur quelques imprécisions factuelles. Ainsi croit-il savoir que la Société européenne des satellites (SES) aurait « délocalisé » son siège européen au Luxembourg « après Amazon » (p.371). Il pense également qu'à l'heure actuelle, il n'existe « pas une seule Baugenossenschaft » au Luxembourg alors que les statuts de la coopérative d'habitation Adhoc ont été déposés en mai 2016 déjà.

Les rares passages dédiés à la situation luxembourgeoise font apparaître de sérieuses déficiences empiriques. Les positions très *radical chic* esquissées par Hertweck restent également très abstraites. Elles flottent en apesanteur. L'auteur ne livre pas d'éléments sur le *nitty-gritty* luxembourgeois : ni sur les régimes fiscaux, ni sur les politiques communales, ni sur les acteurs privés, ni sur les promoteurs sociaux. Pas plus



Logements publics au Sud de Vienne



Carte postale représentant une installation à Rockford (Illinois) en 1914

Pression, spéculation, financiarisation. Comment le foncier dicte la politique du logement au Luxembourg

que sur les logiques du puissant acteur étatique qu'est le Fonds Kirchberg ou du partenariat public-privé (État-Arcelor) Agora. Reste qu'au fil des 400 pages d'exemples internationaux, le lecteur glane des éléments d'analyse qui, par analogie ou par opposition, donnent un éclairage sur l'embarrassante question du foncier au Luxembourg.

Le bloc immobilier L'accusation portée par Marcus Hesse, géographe à l'Uni.lu, contre l'État luxembourgeois est lourde : « De manière plus ou moins apparente, la politique et l'administration agissent en coalition avec les propriétaires fonciers privés dont elles assurent les plus-values par une raréfaction calculée, sinon cultivée » (p.141). Dans ce système, les promoteurs joueraient « un rôle principal » : Ils disposent « d'excellents contacts dans la sphère politique », se constituent une réserve stratégique en foncier et exercent « un contrôle étendu » sur l'ensemble de la chaîne de valeur du secteur du bâtiment.

« Il blocco edilizio » (le bloc immobilier), c'est le terme par lequel la presse italienne désigne les liens clientélistes unissant politique et grands propriétaires. Plusieurs articles illustrent comment le lobby immobilier a réussi à former une large coalition avec les petits propriétaires en faisant passer ses intérêts pour les leurs. Face à la peur des petites gens, les grandes réformes foncières élaborées dans les années 1960-1970 par les ministres Fiorentino Sullo (Democrazia Cristiana) en Italie (p.88) et Hans-Jochen Vogel (SPD) en Allemagne de l'Ouest (p.102) s'enliseront.

Au Luxembourg, la politique semble incapable de s'extirper de ce bloc immobilier. Le nouvel homme fort au ministère du Logement, Mike Mathias (Déi Gréng), évoque la « forte pression politique » que créerait le rendement immobilier : « C'est pourquoi

il est difficile de prendre des mesures pour diviser la rente foncière d'une manière à ce que le public en profite » (p.376).

Thérapie familiale Grâce aux recherches cadastrales du géographe Antoine Paccoud, nous savons désormais que 159 latifundiaires (soit le top un pour cent) contrôlent un quart des terres constructibles. (Un degré de concentration très élevé, mais encore assez éloigné du cas de l'Angleterre, où presque la moitié du foncier appartient au « one percent », soit 25 000 « nobles, oligarques, banquiers et entrepreneurs », selon Hertweck.) Or, à défaut d'analyses sociologiques, on n'en sait pas plus sur le profil social et les ressorts psychologiques des discrètes « dynasties du foncier » luxembourgeoises.

Une interview publiée à la fin du livre fournit quelques éléments. L'architecte-urbaniste luxembourgeoise Christine Muller y évoque une question foncière « émotionnellement chargée » : « Tant qu'il n'y a pas de liquidités dans les familles, il n'y a pas de disputes. Je conseille de nombreux petits propriétaires fonciers et je les accompagne chez des gestionnaires de fortune ou à la banque. C'est alors que je me rends compte que la principale raison de ne pas vendre les terrains provient – à côté de la dévalorisation de l'argent – de la peur de disputes familiales. Car alors le fils voudra par exemple une Porsche et c'est là que les bisbilles commencent » (p.376).

Bourgeois et paysans Markus Hesse évoque une « délocalisation croissante » de l'économie immobilière, de plus en plus marquée par des investisseurs à la recherche d'*assets*. La théorie de la « gentrification » serait insuffisante pour rendre compte des nouvelles réalités : « Le statut de l'objet immobilier se transforme progressivement de bien utilisé en bien négocié [*vom genutzten zum gehandelten Gut*]. » Face à cette financiarisation, Hesse doute qu'on puisse encore analyser les marchés fonciers comme le reflet d'un jeu local entre offre et demande. L'immobilier et le foncier seraient de plus en plus « déterminés par les impératifs abstraits des marchés monétaires et des stratégies de placement d'acteurs anonymes qui n'ont plus aucun rapport avec le *Standort*. »

L'architecte berlinois Arno Brandhuber reste dubitatif. Il critique la critique des « Linksaktivisten » qui verraient partout la main d'un « capital international » insondable. Sur le marché immobilier de la capitale allemande, il continuerait, quant à lui, à surtout croiser « une haute bourgeoisie très classique ». Bien que celle-ci opère via différentes formes de sociétés, sa structure resterait foncière-

ment familiale : « Tous ces *family offices*, ce n'est pas du capital international anonyme » (p.173). Plutôt que de laisser « pourrir l'argent » à la banque, on les loge dans l'immobilier, à l'abri des taux d'intérêts négatifs, dit l'architecte néerlandais Reinier de Graaf. « Le marché immobilier est devenu une sorte de *banking* » (p.216). Comme l'explique la directrice de la BCEE, Françoise Thoma, dans la dernière édition du *Flydscope*, « real estate has become a safe haven for many investors ». Elle ne laisse d'ailleurs aucun doute sur où se décide l'avenir des villes : « Banks and investors are currently thinking about what the real estate landscape of the future might look like. » Cela promet.

Quasiment tous les articles d'*Architektur auf gemeinsamem Boden* traitent de moyennes et grandes métropoles. Christine Muller est la seule à évoquer les origines rurales du foncier : « Pour les agriculteurs, la propriété de terrains constructibles a toujours été une garantie de solvabilité, quelque chose de vital. Car pour rester compétitives, les entreprises doivent être modernisées et agrandies. Il ne faut pas oublier l'importance historique de l'agriculture, et des mentalités qui en ont résulté » (p.378).

Single Tax Dans son interview avec Hertweck, Mike Mathias prononce cette phrase défaitiste : « Je ne pense pas que nous puissions remodeler l'impôt foncier d'une façon à entraîner les propriétaires fonciers à développer des terrains non construits » (p.380). Or, ajoute-t-il, la refonte – inévitable – de cet impôt devrait rappeler « à quel point la terre est rare et précieuse » et assurer aux communes de nouvelles recettes, « comme l'Irlande l'avait fait après la crise financière ».

Plutôt que d'imposer le travail, estime Hertweck, l'État devrait taxer les « *leistungslose Gewinne* » issues de la spéculation foncière. C'est l'éternel retour de Henry George. Proche de la Société fabienne, le journaliste et économiste américain plaiderait dès le XIX^e siècle pour une « single tax » prélevée sur la terre et qui devrait financer l'ensemble des dépenses de l'État. *Architektur auf gemeinsamem Boden* retrace le long cheminement de cette idée. Au Luxembourg, elle a trouvé des alliés auprès des optimisateurs fiscaux de PWC et d'Atoz (voir page 9 de cette édition) qui y voient une manière de compenser localement le déchet fiscal provoqué par la politique de dumping sur le « taux d'affichage » qu'ils promeuvent. Quant à la bourgeoisie patronale autochtone, empêtrée de longue date dans les affaires immobilières, elle reste beaucoup plus discrète sur la question.

Pour les auteurs de *Architektur auf gemeinsamem Boden*, le foncier n'est pas une propriété comme une autre. Car ce n'est pas le propriétaire qui crée ex nihilo la valeur de son terrain, mais le collectif. Cette conception fut jadis exprimée par Lee Kuan Yew, le fondateur et « despote éclairé » de la cité-État de Singapour : « Je ne voyais pas de raison pourquoi des propriétaires fonciers privés profiteraient d'une hausse de la valeur créée par le développement économique ainsi que par les infrastructures financées par des moyens publics ». Au bout de plusieurs décennies d'expropriations, quasiment cent pour cent du foncier singapourien appartient désormais à l'État. Or, élaboré dans une « démocratie en partie autoritaire et illibérale », un tel « *Steuerungsmodell* » ne pourrait être transposé en Europe (p.274).

Privatisations instantanées Outre-Moselle, un demi-million de logements publics ont été vendus à des investisseurs privés par les communes, Länder et le Bund entre 1999 et 2006, sous la coalition rouge-verte. Au Luxembourg, les logements sociaux ont longtemps été vendus en nue-propriété, c'est-à-dire instantanément privatisés. Au point que Guy Entrin-

ger, le directeur de la Société nationale des habitations à bon marché (SNHBM), avouait récemment sur *Radio 100,7* que le nombre de logements achevés depuis la création de la SNHBM en 1919 restait une inconnue. Et ceci malgré les recherches d'archives entreprises en amont du centenaire.

Ce n'est que depuis une quinzaine d'années que des acteurs publics comme la SNHBM ou le Fonds Kirchberg vendent sous le régime de l'emphytéose (pour une durée de 99 ans généralement), gardant ainsi le contrôle sur le foncier. À supposer que la SNHBM eût suivi cette voie dès ses débuts il y a 101 ans, les premiers baux commenceraient maintenant à venir à échéance. Ce qui permettrait au promoteur social de racheter progressivement son parc immobilier historique, de le densifier et de trouver de nouveaux occupants.

Aussichtslos Mais c'est là une uchronie, une histoire alternative. La réalité actuelle, c'est que seulement onze pour cent des surfaces constructibles se trouvent entre les mains d'entités publiques. Alors que les prix flambent, le fonds d'acquisition interministériel, censé constituer un stock foncier, arrive tard, trop tard. Interrogé par Hertweck, l'ancienne ministre du Logement, Sam Tanson (Déi Gréng), estime qu'il serait « illusoire [*aussichtslos*] de vouloir acheter des terrains dans les agglomérations, et de surcroît situés à de bons emplacements. Tout simplement parce que les prix sont beaucoup trop élevés » (p.378)



Le Mani sulla città (1963). Film de Francesco Rosi qui décortique les liens entre élus et promoteurs

Comparé à la radicalité des propositions se formulant dans d'autres villes, le discours politique luxembourgeois semble très docile. Des dizaines de milliers de locataires se mobilisent dans les villes allemandes pour exiger l'expropriation et la rationalisation des parcs immobiliers privatisés depuis les années 1990. Dans la nation de propriétaires luxembourgeoise, c'est le chacun pour soi qui prévaut. Et ce sont les locataires modestes qui souffrent : en 2017, 53 pour cent de leur salaire était englouti par le loyer, contre 37 pour cent en 2012. D'après nos informations, une initiative de défense des locataires devrait être lancée dans les prochaines semaines. Un début de mobilisation collective contre le « bloc immobilier ».

Florian Hertweck (dir.), *Architektur auf gemeinsamem Boden – Positionen und Modelle zur Bodenfrage*, Lars Müller Publishers/Université du Luxembourg, décembre 2019, 400 pages, 25 euros



La République trahie

Après le succès de *Entre chien et loup* (2017), l'historien Henri Wehenkel tente de comprendre dans son nouveau livre pourquoi des milliers de Luxembourgeois ont voulu instaurer la République à la fin de la Première Guerre mondiale. Pour eux, il ne s'agissait pas seulement de remplacer un monarque par un président élu. La République était un rêve ancré dans l'histoire la plus lointaine du pays, rêve qui fut nourri par toutes les souffrances de quatre années d'occupation militaire, de pénurie et d'injustices. Il fut la réponse à l'esprit prussien, au régime personnel, à la monarchie de droit divin. Pendant deux mois, ce rêve d'une autre vie, d'un autre monde prit forme et réalité dans les assemblées populaires, les manifestations de rue, les ateliers, les fabriques, les écoles et les casernes. Cette République luxembourgeoise, ouverte au monde et amie de la France, succomba le 10 janvier 1919 sous la force des baionnettes françaises.

Le livre en français fait 191 pages et est richement illustré (ISBN 978-99959-949-6-9) ; il est en vente au prix de 29 euros en librairie, ou peut être commandé via le site www.land.lu, en envoyant un mail à land@land.lu ou en appelant le 48 57 57-32

Les classes moyennes en profitent de plus en plus

Le retour de l'héritage

Georges Canto

Martine et Guy En 2016, Martine, la cinquantaine, et son frère Guy, de deux ans son cadet, ont eu la douleur de perdre leurs parents à quelques mois d'intervalle. Cette disparition a bouleversé leur vie et pas seulement sur le plan affectif, car ces deux Français de la classe moyenne (elle clerc de notaire, lui fonctionnaire dans un organisme de formation) sont alors devenus millionnaires ! Jusque-là leurs revenus, ajoutés à ceux de leurs conjoints respectifs, leur avaient permis de devenir propriétaires de leurs logements dans une petite ville et de se constituer une épargne de précaution, de sorte que le patrimoine net du ménage de Martine pouvait être évalué à 300 000 euros et celui de son frère à 250 000 euros, dont près des trois quarts au titre de leur résidence principale. Pas de quoi être éligible à des services de gestion privée, même dans une banque à réseau où les seuils d'accès sont assez bas.

Les dix pour cent les mieux dotés se sont accaparés 52 pour cent des héritages

Le décès de leur mère, puis celui de leur père survenu peu après, a tout changé. Bien que d'origine modeste, leurs parents avaient en effet constitué depuis le milieu des années 50 un patrimoine de quelque cinq millions d'euros principalement composé de biens immobiliers. Au moment de leurs décès, la valeur de ces actifs (résidences principale et secondaires, terrains, logements destinés à la location) était principalement due à leur excellente localisation géographique : ainsi une maison construite en 1960 dans la banlieue alors déserte et délaissée d'une grande ville se retrouve aujourd'hui en plein cœur de l'agglomération dans un environnement résidentiel très recherché.

Bien qu'ayant dû acquitter de lourds droits de succession (environ 36 pour cent en France en ligne directe pour ce niveau de patrimoine) chaque enfant s'est retrouvé à la tête de 1,6 million d'euros, soit, si on

Millionnaires méritants

Selon le *Global Wealth Report* publié par Credit Suisse en octobre 2019, les États-Unis abritent près de quarante pour cent des millionnaires en dollars de la planète, toute sortes d'actifs confondus, soit plus de 18,6 millions de personnes. Dans ce pays, une majorité de la population (52 pour cent des baby-boomers et 74 pour cent des *millennials*) pensent que les riches ont hérité de leurs fortunes. Mais selon une étude de Fidelity en 2017, seulement douze pour cent des millionnaires ont hérité d'une somme représentant au moins dix pour cent de leur richesse. 21 pour cent n'ont rien reçu du tout et à peine seize pour cent ont reçu plus de 100 000 dollars. En revanche le poids de l'héritage est nettement plus élevé chez les quelque 600 milliardaires, où les *self-made-men* (ou *women*) sont minoritaires en nombre (46 pour cent) et faiblement majoritaires en valeur (57 pour cent du total détenu).



La hausse de l'immobilier explique en partie la croissance concomitante des héritages (en valeur)

prend le cas de Martine, plus de cinq fois le niveau du patrimoine de son ménage, ou encore 200 fois le montant de son épargne annuelle ! Ce cas, inspiré d'une situation réelle, est loin d'être isolé. Les banquiers et les conseillers indépendants rencontrent de plus en plus de quinquagénaires et de « jeunes sexagénaires » dans cette situation, totalement nouvelle depuis plusieurs décennies. Comme l'écrit l'économiste français Nicolas Frémeaux, « les gros rentiers décrits par Austen ou Balzac ont été remplacés par des rentiers moins gros, mais plus nombreux ».

Retour à l'héritage Les chercheurs universitaires évoquent « le retour de l'héritage » qui, contrairement à une idée reçue ne concerne pas seulement les personnes les plus riches, mais profite de manière croissante aux membres des classes moyennes âgés de plus de cinquante ans. La raison de base est simple : leurs parents, nés entre 1925 et 1935, sont la première génération depuis la fin du XIX^e siècle en Europe à avoir constitué, et donc transmis, un patrimoine qui n'ait pas été amputé voire effacé par les guerres et les crises économiques. Cette accumulation a bénéficié à partir de 1945 d'une phase d'augmentation continue et inédite du niveau de vie de l'ensemble des catégories sociales (les fameuses « Trente Glorieuses ») accompagnée d'une forte inflation qui jusqu'aux années 80 a gonflé le prix de tous les actifs réels, et s'est poursuivie jusqu'à aujourd'hui pour l'immobilier. À Paris, le prix du mètre carré a été multiplié par dix depuis 1980 soit trois fois plus que le niveau général des prix. De plus, à partir du milieu des années 80 c'est la valeur des actifs financiers qui a entamé une hausse régulière : malgré une forte volatilité, le DAX, indice allemand des actions, est passé d'une valeur de 1 000 courant 1985 à 13 250 fin 2019 !

Dans son ouvrage « Les nouveaux héritiers » (Seuil, 2018), Nicolas Frémeaux écrit que « nous faisons face aujourd'hui à des niveaux d'héritage inconnus depuis un siècle. Ainsi, pour la génération née dans les années 1970 les transmissions patrimoniales représentent autant que pour les générations nées au XIX^e siècle et considérablement plus que pour celles de la

première moitié du XX^e siècle ». On note que l'auteur évoque des générations de moins de cinquante ans : en effet, pour compenser l'augmentation de leur espérance de vie, les détenteurs de patrimoines les transmettent de plus en plus fréquemment de leur vivant, par des donations à leurs enfants. Elles tendent aujourd'hui à prendre le pas sur les héritages.

Plus précisément il a calculé qu'en France jusqu'au début du XX^e siècle, le « flux successoral » a représenté chaque année entre 20 et 24 pour cent du revenu national. À cette époque, l'accumulation par l'épargne jouait un rôle mineur. De la fin de la Première Guerre mondiale jusqu'aux années 50, ce flux a considérablement diminué « pour atteindre à ce moment un niveau cinq à six fois inférieur à ce qu'il était à la Belle Époque ». Une remontée s'est opérée à partir des années 60 avec un flux successoral qui s'élève selon les méthodes employées de douze à quinze pour cent du revenu national.

Inégalitaire héritage Rapportés à la valeur des patrimoines les flux sont encore plus impressionnants. Selon une étude d'Alvaredo, Garbinti et Piketty publiée en 2017, les patrimoines hérités représentent jusqu'en 1914 près de 80 pour cent du patrimoine privé total, les vingt pour cent restants provenant de l'épargne. Dans les années 50-60, les transmissions tombent à moins de la moitié, tandis qu'en 2010 cette proportion est redevenue majoritaire à environ soixante pour cent du total et continue de s'accroître.

L'héritage est profondément inégalitaire. Nicolas Frémeaux a étudié en détail la distribution des patrimoines transmis (par legs ou donation) en France en 2015. Il en ressort que la moitié des héritiers ont reçu seulement sept pour cent du total des sommes transmises, avec une moyenne dérisoire de 8 500 euros. À l'autre extrémité de la distribution, les dix pour cent les mieux dotés s'en sont accaparés 52 pour cent avec une moyenne de 325 000 euros. La « classe moyenne » des héritiers, soit quarante pour cent d'entre eux, a perçu 41 pour cent du total, avec une transmission moyenne de 64 900 euros.

Plusieurs années d'épargne Cette somme est certes cinq fois inférieure à celle perçue par les plus gâtés, mais elle est loin d'être négligeable. Compte

tenu de la distribution des revenus en France, elle représente plusieurs années d'épargne pour un salarié moyen. Il existe donc bien un effet d'héritage auprès de la classe moyenne. Ou plutôt d'une partie d'entre elle, car il faut garder à l'esprit que, lors de l'année étudiée, seulement une personne de plus de vingt ans sur trois a bénéficié d'une transmission, contre un quart en 1992, une proportion qui logiquement culminait à 47 pour cent chez les plus de soixante ans.

Les études montrent que, sous l'angle de l'importance globale des transmissions, la plupart des pays développés de « l'ancien monde », notamment l'Allemagne et le Royaume-Uni, présentent un profil similaire à celui de la France (les États-Unis étant un cas à part). Mais l'inégalité des patrimoines hérités y est souvent beaucoup plus forte, car de nombreux pays ne possèdent pas d'impôts sur la détention du patrimoine ou sur sa transmission (certains les ont supprimés) alors qu'en France les droits de succession sont appliqués depuis 1901, avant même l'introduction de l'impôt sur le revenu.

De nombreux économistes et hommes politiques considèrent les fortunes issues de l'héritage (legs ou donations) comme imméritées, voire immorales, et militent en faveur de la création ou de l'alourdissement d'un impôt sur le patrimoine, ou à tout le moins sur les successions (*d'Land* du 20 décembre). Toutefois, les barèmes proposés se gardent bien de toucher des classes moyennes, auprès de qui ces taxes sont d'autant plus impopulaires qu'elles sont de plus en plus bénéficiaires de transmissions intergénérationnelles.

Chronique de l'urgence

Résolutions pour un changement de cap

Jean Lasar

De Copenhague à Madrid, les années 2010 auront été une décennie perdue pour le climat. Malgré l'Accord de Paris fin 2015, malgré la mobilisation de millions de jeunes à travers le monde à partir de 2018, les progrès enregistrés pour sortir de la spirale autodestructrice alimentée par les énergies fossiles restent notoirement insuffisants. Les émissions mondiales de gaz à effet de serre d'origine humaine continuent d'augmenter. Bien plus que des avertissements sans frais, les impacts du réchauffement causent désormais des souffrances et des dégâts considérables. Les scientifiques s'égosillent, le secrétaire-général de l'ONU s'étrangle à force d'exhorter le monde à changer de cap, rien n'y fait : l'humanité continue de tituber vers l'abîme. Comment aborder la nouvelle décennie sans s'abandonner au pessimisme et, sous nos latitudes prospères, à un sombre et égoïste hédonisme ?

Plus qu'avant, il s'agit de répéter inlassablement que ce que nous, les humains, avons causé, nous pouvons aussi le réparer, ou, du moins, nous y essayer. Foin de discours oiseux sur une supposée « nature humaine » et d'insurmontables inerties politiques, il nous faut aujourd'hui mettre nos objectifs politiques à court terme en adéquation avec l'urgence. Il n'y a pas d'alternative à une réduction annuelle de l'ordre de sept pour cent par an de nos émissions de CO₂ - si ce n'est une réduction plus importante encore à titre de précaution.

Plus qu'avant, nous devons dorénavant nommer et dénoncer avec beaucoup plus de courage ceux qui, par pure avidité et en toute myopie, ont délibérément empêché une action climatique digne de ce nom. « En l'absence des milliards de dollars dépensés par les intérêts liés aux énergies fossiles, ainsi que des organisations de façade et des politiciens à leur botte, pour obscurcir la compréhension par le public des risques du changement climatique, je suis convaincu que nous aurions agi il y a des décennies », résume le climatologue américain Michael Mann, qui voit dans cet effort « la campagne de désinformation la plus organisée et la mieux financée de l'histoire de l'humanité », à savoir « un effort concerté pour semer la confusion au sein du public et des décideurs sur la réalité et la menace du changement climatique d'origine humaine ».

Plus qu'avant, tournons le dos aux fallacieuses solutions de géo-ingénierie et de migrations interplanétaires mises en avant par ceux qui veulent nous maintenir dans notre torpeur imprégnée d'effluves d'hydrocarbures. Beaucoup de temps a été gaspillé, mais il est encore possible de tirer les enseignements des échecs de ces dernières années pour aborder les années 20 dans un état d'esprit neuf. Sous peine de voir la civilisation humaine se détricoter sous nos yeux, la décennie qui s'ouvre doit être celle d'une décarbonisation tous azimuts.

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzebuurger Land.

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

Zu Gast

Moralesch an d’Zukunft

Michel Lemaire

Ech si mat Freed President vun enger politescher Jugendorganisatioun, wou sech jonk Leit zesummefannen, déi zum Deel nach net den Erwuessenenalter hunn. Dat bedeit, dass dës Persounen och 2060 nach aktiv am Berufsfliewe wäerte stoen, sech bis dohi leeschtbare Wunraum mussen erschafft hunn an – hoffentlech (!) – op eng am Alter geséichert Zukunft musse baue kënnen.

Meng Introduktioun ass dofir bewosst gewielt, well ech weise wëll, datt d’Politik endlech mat Courage a Realismus de Bléck an d’Zukunft woe soll, sech de Fakte stelle soll. Et ass a mengen Aen e Verrot un der jonker Generatioun, wa weidermaachen (!), weiderinvestéieren (!) déi eenzeg Äntwert op e Wuesstemsmodell ass, dee Lëtzebuerg net packe kann an net packe wäert. Wa mir haut wëssen, datt d’Logementspräisser ëm iwwert zéng Prozent pro Joer klammen, wa mir haut wëssen, datt iwwert 100 000 Leit an der Aarmut liewen, wa mir haut wëssen, datt d’Mittelschicht verschwénnt, wa mir haut wëssen, datt mir net wëssen, wou mir an Zukunft eist Drénkwaasser sollen hierkréien, wa mir haut wëssen, datt op ee flächeméisseg beschränkten Territoire all Joer de Pendant vun Awunner vun zwee mol enger Gemeng Dikrech bäikënn, wa mir wëssen, datt mir eis Natur, eis Bëscher an eis Baache vu Joer zu Joer méi verknaschten, dann ass et einfach en Hohn – eng Frechheet, eng Onverschimmtheet –, ze behaapten, datt mir dëse stramme Wuesstem brauchen, fir eis Liewensqualitéit ze erhalen: Eng Äntwert, déi eis Regierung net midd gëtt, ze formuléieren.

Aus deem, wat virdrun opgezielt gouf, ergëtt sech de Géigendeel: Eis Liewensqualitéit wäert weider ofhuelen. Et gëtt eng ekonomesch Moral, och wirtschaftlech Parameter sinn net fräi vu Wäertekategorien: Eise Wuesstem ass zudéifst onmoralesch!

Manner kann dofir méi sinn, wa viru Joerzénge nach en Aarbechter sech mat engem och deemools verhältnisméisseg klenge Gehalt en Haus mat Gréngs ronderëm leeschte konnt, sou ginn haut zwee Universitairë mat gudder Staatsgehalt volldags schaffen, fir sech dat selwecht Haus nach leeschten ze kënnen. Et ass dofir eng einfach Rechnung: De wirtschaftleche Wuesstem an de Kampf ëm propper finanziell Statistiken si scho laang kee Garant méi – kee gültege Moossstaf – fir eppes ze moossen, wat just schwéier moossbar ass: Zefriddenheet a moralesch Integritéit.

Nieft der wirtschaftlecher Moral wëll ech och an enger Zukunft liewen, wou nach eng intakt Moral vum mënschlechen Zesummeliewe besteet: Ech wëll déi wonnerbar Dualitéit tëscht Mann a Fra net um Sockel vun enger mënscheveruechtender Gender-Ideologie afferen, ech wëll net, datt de Mënsch zu enger Wuer gëtt, déi een, wéi e Pak bei Amazon, bestelle kann. Ech wëll net, datt an der Mëtt vun der Gesellschaft d’Diskussioun geféiert gëtt, ob mir e Puppelche bis zum néngte Mount därefen doutmaachen oder net. Dat wär – dat ass (!) – de Verloscht vun enger kollektiver Onschold, déi e wesentleche Faktor fir eis moralesch Gesondheet duerstellt.

Moralesch Gesondheet kann och Verzeiung heeschen. Ech verzeien eiser Politik, wann si ënnert engem groussen Drock steet a verzweiwelt no Mëttele sicht, hiert Versoen als Succès ze bezeichnen. Ech verzeien eiser Politik, wann si litt, datt et de Leit am Land sou gutt geet, wéi nach ni virdrun. An och wa meng Stëmm net zielt, sou ass Verzeien op där enger Säit un de Wëlle vum Rëmgutt-Maachen op där anerer Säit gekoppelt. Rëm-Guttmaache fänkt domat un, sech net méi selwer ze beléien, d’Leit am Land net méi ze beléien, politesche Realismus unzestriewen, e Land wirtschaftsethesch ze féieren, d’Dignitéit vum Mënsch ënnert allen Ëmstänn ze respektéieren. Villäicht wäert mir dann, wéi e Buchtitel vum Gast Groeber et sou schéi benennt, *Eng Stad ënnert dem Himmel*.

Am Neie Joer

Den Index klëmmt an d’Inflatioun;
da klëmmt alt d’Pai an och d’Pensioun.
De Start an d’Joer ass gegléckt:
de Bück gouf alt erëm geféckt.

Exotesch fleeschverséichert Planzen,
déi héiert een um Stammdësch granzen:
„Bensin an Diesel gi méi deier,
lo héije s’och nach d’Autossteier!“

Ganz aner Suergen huet de Fräsch;
e fënnt keng Plaz fir d’Muergeswäsch.
De Guckuck klot: „Wat soll dee Knascht?“
E kënn ze spéit a fënnt kee Nascht.

Den Hieselter bléid vill méi fréi.
E Kand freet: „Mamm, wat ass dat: Schnéi?“
A wie sech nach en Auto keeft,
kritt d’Primm, déi dëst Joer weider leeft.

Jacques Drescher

Die kleine Zeitzeugin

Möge es frommen und bekommen!



Was und wen man mit dem Geld nicht alles retten könnte! Aber dann posten doch alle auch das *Freedefeier*

Michèle Thoma

Vorbei, bye, bye! Zu diesem Anlass lassen wir es krachen oder schauen zu, wie andere es krachen lassen, nicht ohne den Kopf digital zu schütteln und was zu Hunden, Alten, Kleinkindern, Feinstaub zu posten. Männer kommen bei so was nie vor, als wären sie keine schützenswerte Unart. Dabei sind sie die vom Aussterben Bedrohtesten, es gibt Studien dazu!

Was und wen man mit dem Geld nicht alles retten könnte, denken alle denkenden Menschen und posten diese Einsicht, aber dann posten sie doch auch das *Freedefeier* und prostern einem Knallkopf zu. Nur die echten Profis, die Ur-Oldies, suhlen sich schon im Pfuhe und maulen, während ihre Hunde jaulen. Haben sie alles hinter sich, schnarch, alle Silvester überlebt, früher, da waren das noch echte, als die Manns- die Weibsbilder überfielen bei Schlag zwölf, Köln 2016 war nichts dagegen. Da war noch was los, gäh.

Aber wer kann nicht so einen Blumenstrauß am Himmel brauchen in den rauen Nächten, die mit prophetischen Träumen aufwarten, morgens wiederkaut man sie beklommen? Weil, schön ist es ja dann doch, wenn da oben im Feinstaubnebel was erblüht, verglüht wie wir eh dann bald alle, in äh ... wieviel Milliarden Millionen Jahren? Nein, du Klimakatastrophenkatastrophe, all das steht schon vor der Tür: Glut, Hitze, Welle, nicht aufgepasst letztes Jahr?! Nachs(chw)itzen bei Greta!

Raus aus dem SUV, und saddle schon mal Schusters Rappen! Vielleicht kann die alte Degeneration ja noch Buße tun? Das Jüngste Gericht ist nämlich unbestechlich, es lässt sich nicht von

Während wir uns gegenseitig emporschaukeln in himmelschreiender Empörung und uns gegenseitig abknallen in den Foren, werden knallharte Fakten geschaffen

Augenwischerei und Oldie-Geflenne vom Ziel abbringen, Klimaziel heißt das. Und sie werden immer strenger, jetzt ist nicht nur der bewährte alte weiße Mann dran, er hat es in diesem Jahr zum Alten Weißen Mann gebracht, nein, jetzt knöpfen sie sich auch die alte weiße Frau vor. In Deutschland gar in ihrer herzallerliebsten Verkörperung, der der Oma. Ja Kinder, geht es denn noch? Rotkäppchen hat Wald und Wolf getrotzt und der Oma, die im Bett chillte, Wein an dasselbe gebracht, das waren noch Zeiten! Aber kaum will sich alte Linke rechtschaffen empören, Oma-Bashing, Ageismus, schnappen ihr die Rechten den fetten Empörungsbrocken weg, das ist jetzt denen ihre Empörung. Das ist urfies, das machen die andauernd. Wenn frau Frau Rowling nicht gar so böse findet, obschon die glaubt, dass es Frauen und Männer gibt, und Frau Schwarzer nicht gar so schlimm findet, weil die Burkas schlimm findet, findet sie sich plötzlich unter Furcht erregenden Freund_innen wieder.

So wird das Leben natürlich immer komplexer und komplizierter mit all den Nebenebenwidersprüchen, denen wir noch schnell widersprechen müssen. Und bis wir das letzte Schamhaar gespalten haben – Huch! Schamhaar, ist das noch sagbar?, noch tragbar? – werden knallharte Fakten geschaffen. Während wir uns gegenseitig emporschaukeln in himmelschreiender Empörung und uns gegenseitig abknallen in den Foren, während die Primitivität professionalisiert wird, man nennt es Campaigning, werden knallharte Fakten geschaffen. Der Anti-Rassist und Menschenrechtler Recep Tayyip Erdogan macht Kurdistan alle, eine echte Rechte spinnt ihre Blutfäden durch die Kontinente. Und Julian Assange schmort. Wer will ihn, wer braucht ihn, Held von gestern, gehören Helden nicht auf Friedhöfe? Dann auch noch ein Demokratie-Held, wie dämlich unsexy klingt das?

Und die bosnischen Flüchtlingslager und die armen Kinder auf Lesbos und die armen Kinder in Luxemburg. Ja, alle noch da. Immer noch.

Der Großherzog ermahnt uns wegen einer Relativierung der Werte. Im Lenz wird Prinzessin Stefanie eines Kindleins genesen.

Ein Jahr ist weg, und es kommt nicht zurück. Angeblich kriegen wir ein neues.

In Chaville ist der vom Nobelpreistragen ermüdete Heimkehrer eingetroffen. Er installiert sich neben einem Still-Leben aus selbst aufgeklauten Äpfeln und selbst gesammelten Pilzen, ein zart modriger Geruch steigt auf.

Morgen geht es wieder zu den Pilzen, nach dem Hochamt.

„Und so weiter. All das schöne Undsoweiter. All das schöne Undsoweiter“, schrieb der Dichter mir hinter die Ohren.

Doch ein guter Schluss für einen neuen Anfang.

Gefundene Texte

Ohne Masterplan

webbasiert sind wir auf der Suche nach Momenten des Glücks im Warenhaus und wännen uns kreativ im Freihandel Die Ikonen der Konsumwelt plakatieren designte Unsterblichkeit Die Sucht nach Profit verschafft uns ein Luxusproblem Es fehlt uns das Zaubertalent zur Selbstheilung Ohne Masterplan rasen wir in der Dauerschleife der Schnäppchenjagd Die Risikomaschine Zukunft läuft heiß Das Staunen vergeht uns

Mystisch

Jünger von Cannabis-Gurus und anderen Rauschverkündern geben sich hin der Selbstoptimierung Sie träumen von kosmischer Gerechtigkeit Ihre Sicht auf das Nichts verzückt ihre Mienen mit schöner Melancholie. Die Software Meditation und die Gnade entspannender Stille geleiten sie auf dem mystischen Weg nach innen. Doch *Die Tür zum Glück geht nach außen auf* (Kierkegaard) Fritz Werf

Algorithmes et travail social

Humaniser la digitalisation

Ginette Jones

Dans son avis *Travail social et intelligence artificielle* de juin 2019, la Commission éthique et déontologie du Haut Conseil français du travail social (HCTS) présente une analyse pertinente des enjeux de l'utilisation de progiciels dans le travail avec des personnes bénéficiaires des services publics sociaux (hôpitaux, soins à domicile, services publics pour l'emploi, ...).

Dans les quelques lignes qui suivent, j'essaie de traduire les idées maîtresses de cet avis sur le terrain luxembourgeois, plus spécifiquement sur les droits de la personne concernée et sur le travail social.

Reconnaître la plus-value de la digitalisation à sa juste valeur

Ayant fait son entrée massive dans les bureaux du Grand-Duché fin des années 1980, le PC a changé et souvent facilité mainte pratique dans le travail de bureau. La transmission à distance des fichiers et dossiers devenait coutume quelques années plus tard avec l'émergence du réseau internet.

Facilitant une organisation bureautique ordonnée et structurée, les technologies de l'information et de la communication (TIC) proposent aujourd'hui soit le recours à des logiciels standards monopolistiques, soit à des logiciels développés sur mesure. Dans la foulée, des logiciels « made in Luxembourg » ont été développés pour l'écosystème luxembourgeois par des programmeurs, cette profession proliférante, à la fois géniteur et descendant des TIC.

Proposant des (début de) solutions dans le domaine de la santé et des soins, les TIC peuvent donner une nouvelle impulsion à la robotique et aux recherches médicales. Des applications de gestion du bien-être individuel et de télé-médecine, parfois encore au stade de gadget « nice to have » aujourd'hui, vont prendre une importance certaine dans la « silver economy », en permettant l'autonomie de vie et le maintien à domicile.

Dans sa brochure *Intelligence artificielle – Une vision stratégique pour le Luxembourg*, le gouvernement luxembourgeois dessine le périmètre des réformes et projets visés. Parmi les priorités, le domaine de la santé figure aussi.

KYC – Know Your Customer dans le travail social

Qui l'eût cru ? Lorsqu'il jeta les bases du travail social centré sur la personne dans l'après-guerre, Carl Rogers¹ n'imaginait pas que son argumentation pour appeler le bénéficiaire du travail social « le client, la cliente » gagnera en actualité 70 ans plus tard, et ce dans le contexte de la digitalisation et de la protection des données.

Carl Rogers avait introduit le mot « client » dans le travail social ou thérapeutique pour souligner le rôle actif de la personne bénéficiaire : l'individu seul « sait » ce qui convient le mieux à ses besoins et aspirations. C'est donc à la personne de mener la démarche (thérapeutique). Le travailleur social



Le Haut Conseil français du travail social rappelle « que les personnes accompagnées doivent pouvoir participer pleinement et en toute connaissance de cause à ce qui les concerne »

ne peut en aucun cas se substituer à elle. Le travailleur social n'impose rien, mais accompagne la personne dans son travail d'évolution et de changement. Le défi posé au travail social est d'être présent ou d'agir de telle manière que la personne passe à l'acte. Derrière une attitude qui semble non-interventionniste, il y a une attitude idéologiquement neutre, mais qui est la seule capable à motiver la personne à évoluer. Une relation de confiance est nécessaire entre les deux, une relation professionnelle d'empathie et de distance.

Le mot « client » n'est pas utilisé par Rogers et ses adeptes dans un esprit commercial et financier. Rogers vise le côté « relationnel », non pécuniaire, entre l'offreur et le demandeur de service. Ce qu'il veut exprimer, c'est ceci : du moment que la personne (le citoyen, la citoyenne) s'adresse à un service public, il est en droit de demander un service de qualité, prenant en compte ses besoins bien spécifiques. Le jugement est remplacé par la neutralité bienveillante.²

Depuis quelques années, dans son contact avec les institutions, la personne ayant recours à des services sociaux ou des services de santé et de soins est appelée de plus en plus souvent à répondre à des questionnaires, à livrer son « profil ». Appliqué dans d'autres pays depuis plus longtemps déjà (Angleterre, France par exemple), le recours aux questionnaires standardisés a fait son entrée également au Luxembourg. Fût-ce lorsqu'elle fait appel aux prestations de l'assurance-dépendance, lorsqu'elle est demandeuse d'emploi ou chômeur indemnisé, la personne livre des données privées et sensibles. De même quand, lors d'une période difficile dans sa vie, elle demandera le bénéfice du Revenu d'inclusion sociale (Revis, anciennement RMG). Après avoir introduit une demande pour le Revis auprès du Fonds national de solidarité, la personne doit se soumettre à un questionnaire auprès de l'Adem, le service public pour l'emploi

luxembourgeois. Suivant les réponses introduites dans le questionnaire, la personne est orientée sur le marché de l'emploi ou vers des structures sociales travaillant dans le domaine de l'inclusion socio-professionnelle.

Standard versus profil individuel

Le HCTS rappelle « que les personnes accompagnées doivent pouvoir participer pleinement et en toute connaissance de cause à ce qui les concerne, ou ne pas le faire si elles ne l'acceptent pas, sans subir de rétorsion. Il affirme que les travailleurs sociaux ont une fonction spécifique de soutien à leur apporter et de co-construction de projets à réaliser en alliance avec elles ».³

Est-ce que ceci est toujours le cas au Luxembourg ? Ou est-ce que le risque à remplacer l'expertise sociale par l'évaluation digitale est devenu un danger réel ? Est-ce que le recours aux questionnaires et logiciels a remplacé les besoins sociaux réels en les transformant en besoins éligibles ? Ce qui voudrait dire que seul l'individu qui correspond au profil-type affirmé par le logiciel a droit à une prestation, et que la personne qui n'y correspond pas n'y a pas droit et le cas échéant doit former recours.

Analyse d'impact et droits de la personne

Au Luxembourg, la loi du 1^{er} décembre 1978 et son règlement d'exécution du 8 juin 1979 sur la Procédure administrative non contentieuse (PANC) posent les procédures à suivre par les administrations relevant de l'État et des communes. Ainsi, les règles mises en place dans le contact entre l'État, ses administrations et la personne doivent aménager dans la mesure la plus large possible la participation de la personne à la prise de décision la concernant. Ceci implique que la personne doit être entendue.

Mais qui l'entendra, lorsqu'un questionnaire digital remplace l'employé ? Heureusement, nous n'en sommes pas là, mais le danger est réel. Des considérations technocratiques et administratives sont formulées par d'aucuns pour remplacer petit à petit l'accompagnement par un travailleur social ou autre expert par un questionnaire ou une évaluation digitale. Le questionnaire serait objectif, scientifique et ferait gagner du temps. Telles sont des affirmations qui ne sont étayées par aucune démonstration scientifique.

La personne doit pouvoir comprendre l'impact sur sa situation personnelle d'une décision administrative. Suivant le règlement grand-ducal du 8 juin 1979, « (...) l'autorité qui propose de révoquer ou de modifier d'office pour l'avenir une décision ayant créé ou reconnu des droits à une partie, ou qui se propose de prendre une décision en dehors d'une initiative de la partie concernée, doit informer de son intention la partie concernée en lui communiquant les éléments de fait et de droit qui l'amènent à agir (...). Un délai d'au moins huit jours doit être accordé à la partie concernée pour présenter ses observations. »



Le digital traduira en digital ce qui est utile, nécessaire et accepté. Dans le respect de la personne humaine. Et dans la reconnaissance du fait que l'algorithme n'est qu'un algorithme

– s'entourer de collaboratrices et collaborateurs disposant des expertises nécessaires dans les domaines social, de santé, informatique et juridique.

Et le travail social ?

Donner ou restituer au travail social toute son importance permettra de renforcer la prise en compte des besoins individuels des personnes. Reconnaître au travail social son rôle fondamental dans le diagnostic des besoins de la personne et assurer l'accompagnement individualisé de la personne dans la construction de son projet personnel est la base sur laquelle la présence de la digitalisation peut avoir lieu.

Le digital traduira en digital ce qui est utile, nécessaire et accepté. Dans le respect de la personne humaine. Et dans la reconnaissance du fait que l'algorithme n'est qu'un algorithme. C'est-à-dire une « suite finie et non ambiguë d'instructions permettant d'aboutir à un résultat à partir de données fournies en entrée »⁴ ou « ensemble de règles et d'instructions qui permettent de réaliser une séquence d'opérations pour résoudre un problème. Il peut être traduit en programme exécutable par un ordinateur »⁵.

L'humain, dans sa complexité et sa projection dans le futur, est unique et non-prédictible. Accepter et promouvoir l'originalité de chaque personne humaine est un acte politique. L'intégration d'objectifs à visée d'inclusion sociale avec des critères clairement spécifiés permettra d'« humaniser » la digitalisation.

L'assistant/e social/e est parfois définie comme « généraliste de la personne humaine ». Disposant de savoirs dans les domaines médical, juridique, psychologique, il/elle aura développé dans sa formation une attitude d'empathie telle que décrite ci-dessus et aura recours à des méthodes spécifiques du travail social (notamment l'entretien non-directif) pour accompagner le client dans ses projets de vie. Il ou elle accepte et utilise l'outil digital dans sa pratique quotidienne. Mais devra prendre position pour le client lorsque les droits de la personne ne seront pas respectés.

Ginette Jones est assistante sociale et travaille en bénévolat.

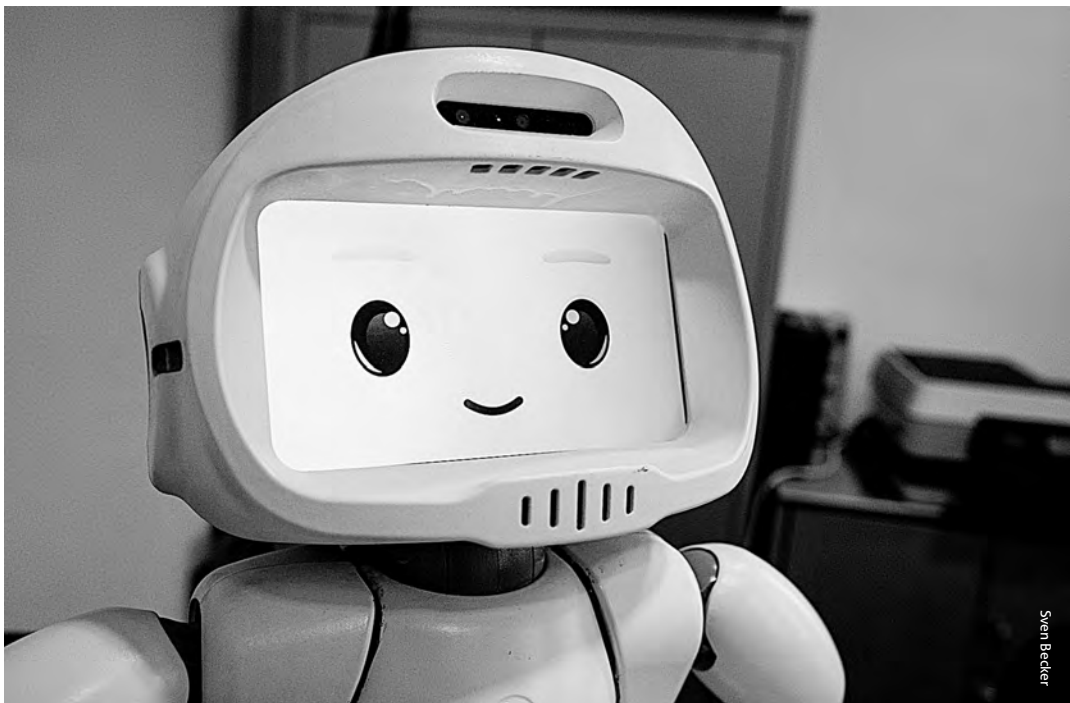
¹ Né en 1903 et décédé en 1983, Carl Rogers, psychologue humaniste américain, axe son travail sur un accompagnement de la personne dans une attitude de bienveillance, de neutralité, d'empathie. Il est convaincu de la capacité de la personne à évoluer dans un environnement qui offre à celle-ci les conditions soutenant le changement.

² Il n'y a des situations extrêmes qui demandent malgré tout une intervention (certaines maladies graves notamment). Le travailleur social est formé pour reconnaître ces situations.

³ Rapport, page 19.

⁴ CNIL, « Comment permettre à l'Homme de garder la main ? Les enjeux des algorithmes et de l'intelligence artificielle », Synthèse du débat public, décembre 2017, page 5.

⁵ Rodney Brooks, *MIT Technology Review*, décembre 2017.



Également un aspect de la digitalisation : un robot pour fins thérapeutiques, made in Luxembourg



Avec le spectacle *Robert(s)* de la compagnie FreReBri(des) – soit Frédérique Colling, ici sur le vélo, Renelde Pierlot, à droite, et Brice Montagne, au centre, lors des répétitions, mardi au Aalt Stadhaus à Differdange – « suer au théâtre » prend une nouvelle dimension. En effet, la pièce, créée à partir du 10 janvier à Differdange, puis au Kulturhaus Niederanven et au Kinneks-bond à Mamer, ne parle pas seulement de l'urgence climatique. Elle y réagit activement en étant entièrement produite selon les principes de l'économie circulaire. Et le public est invité à pédaler sur des vélos afin de générer l'énergie nécessaire pour l'éclairage du spectacle. Le titre *Robert(s)* fait référence à un Robert, une « unité fictive qui mesure l'énergie produite par un/e athlète de haut niveau pédalant de toutes ses forces ». Renelde Pierlot, qui a décroché ses lettres de noblesse avec *Voir la feuille à l'envers* la saison dernière, assure la mise en scène. jh

Musées



Every ending is a new beginning...

...promettait l'équipe du projet Kanal–Centre Pompidou à Bruxelles en juin dernier, après avoir accueilli 400 000 visiteurs curieux de découvrir l'ancien garage Citroën, place de l'Yser, autant pour le gigantisme des locaux (21 000 mètres carrés ; photo : TPC) laissés à l'état brut, que pour les 3 000 œuvres d'art moderne issues de la collection du Centre Pompidou, avec lequel la Fondation Kanal (financée principalement par la région Bruxelles-capitale) a signé un accord de collaboration. Actuellement en chantier, le centre d'art annonce sa réouverture en 2023 – et recrute à grandes brassées. Dernier recrue de l'équipe pilotée par le chef de mission Yves Goldstein : la Luxembourgeoise Anna Loporcaro, qui vient de quitter le Mudam, où elle fut notamment en charge du design et des événements. À partir du lundi 6 janvier, Anna Loporcaro y sera « directrice artistique adjointe en charge des publics et des partenariats », un poste à responsabilité qui demande compétences organisationnelles et sociales, selon l'annonce publiée en novembre. La Fondation Kanal a pour ambition de créer un « pôle culturel de dimension régionale », autour des arts plastiques. jh

Scènes

Jouer les différences

Carole Lorang, la directrice du Théâtre d'Esch, assure un lien direct avec la nouvelle scène théâtrale belge – et on ne peut qu'applaudir. La semaine prochaine, les 7 et 8 janvier, le théâtre accueillera *Is there life on Mars ?* de la compagnie What's Up, une production du Théâtre national de Wallonie-Bruxelles avec le Festival de Liège, qui propose une approche sensuelle et respectueuse du thème de l'autisme. Pour ce spectacle joué par des acteurs professionnels, la metteuse en scène Héloïse Meire a mené de nombreuses interviews avec des personnes atteintes d'autisme, entretiens qui sont dits par les acteurs sur scène. Un des sujets récurrents étant celui de la « différence », qui est imposée par des tiers aux personnes autistes. « L'autisme, dit Meire dans une interview, est surtout une autre manière de percevoir le monde. » Cécile Hupin a créé une scénographie en forme d'armoire, dans laquelle sont installés des objets du quotidien des interviewés, et Guillaume Istace a inventé un environnement sonore soulignant le côté intime du spectacle (*theatre.esch.lu*). jh



Médias



Fondu au noir

RTL *Tele Lëtzebuerg* arrête la diffusion hebdomadaire de son émission *Art Box*, ces portraits d'artistes de tous bords qui érigea la candeur en concept (avant de rencontrer l'auteur et musicien Roland Meyer, né en 1963, « je ne savais pas du tout qui c'était », avoue l'une de ses animatrices, Patricia Baum, à l'antenne). Le 21 décembre, l'équipe constituée initialement par Sarah Cattani (à gauche sur la photo du haut) et Jenny Fischbach tira le bilan de six ans d'émission dans un *Best of* enjoué, rappelant quelques-unes des rencontres marquantes pour les journalistes, comme l'actrice Vicky Krieps ou le sculpteur Fernand Roda. « On nous disait qu'on n'allait plus trouver personne après un an », se souvient Sarah Cattani (qui a quitté le navire en 2015), mais au final, l'*Art Box* aura accompagné 210 artistes dans leur quotidien, constituant ainsi une anthologie de la création vivante au Luxembourg. À partir de ce janvier, l'émission passe à un rythme mensuel, le *talkshow No Art On Air* étant alors diffusé le samedi soir. Le contrat de concession liant RTL Group à l'État impose au moins une heure de programmes culturels par semaine. jh

Art contemporain

Forever Bert Theis

Angelo Castucci, Rob Engel et Mariette Schiltz viennent de lancer le Bert Theis Archive, site internet avec de multiples ressources retraçant la vie et l'œuvre de l'artiste mort il y a deux ans et demi, sous l'adresse *berttheis.com*. jh

Fixer l'éphémère

À l'occasion de son exposition *Celebration Factory* à la Kunsthalle Osnabrück (jusqu'au 2 février), les éditions Hyde viennent de publier le texte du spectacle *Fake Fiction* de Filip Markiewicz. Créé en juin 2017 au Theater Basel (voir *d'Land* du 23.6.17), puis proposé en performance au Casino Luxembourg et à Osnabrück, *Fake Fiction* allie textes écrits par l'artiste et extraits du journal intime d'Oskar Schlemmer (« Ein Kunstwerk ist eine Verkündigung der Freiheit. Für die Menschen hat es nie etwas Unerträgliches gegeben als die Freiheit », 1913), associations dont la complexité devient plus évidente encore à la lecture. Le petit livre de poche est en outre illustré avec des reproductions de dessins de Markiewicz, notamment ses faux billets de banque. jh



Architecture

Féminisation

Alors que la profession d'architecte se féminise, le Luxembourg Centre for Architecture (Luca), asbl de promotion de la qualité et du débat architecturaux, vient d'élire une présidente. Françoise Brück (Brück & Weckerle) succède à Nico Steinmetz, qui reste membre du conseil d'administration. La communicante Pascale Kauffmann est élue vice-présidente, alors que la direction du Luca est également assurée par une femme, à savoir Andrea Rumpf. Les mandats sont de trois ans. Le Luca, qui dispose d'une convention du ministère de la Culture, organise notamment les Architecture Awards. La recherche de nouveaux locaux sera la première mission de la nouvelle équipe. jh



Comment vivre ensemble ?

Le 23 mai 2020 s'ouvrira la prochaine biennale d'architecture à Venise, sous le thème *How will we live together ?* – et cinq mois plus tôt, on ne sait toujours pas qui y représentera le Luxembourg (photo : à l'Arsenale, TPC). Aucun appel à projets n'a été publié, aucune rumeur ne court dans le milieu des architectes – et l'organisateur, le Luca, est en congé. L'État finance cette participation à hauteur de 400 000 euros annuels. jh

Politique

Remaniement à Esch 2022

Alors que le délai pour l'appel public à projets était le 31 décembre 2019 et qu'on attend d'en avoir les chiffres, il y a des départs et de nouvelles arrivées dans l'équipe de l'asbl Esch et sa région, capitale européenne de la culture 2022, dirigée par Nancy Braun : Charles Wennig, « coordinateur de projets artistiques » a quitté l'équipe pour intégrer le ministère de la Culture. Et depuis ce mercredi, Françoise Poos, curatrice, experte en photographie et présidente du Prix Edward Steichen et du Centre culturel de rencontres Neimënster, a rejoint l'association en tant que « directrice de la programmation culturelle », ce que nous confirme l'intéressée. Nancy Braun quant à elle communique très peu, il n'y a pas d'actualisation du site Internet – qui est toujours identique à ce qu'avaient fait Janina Strötgen et Andreas Wagner –, les réseaux sociaux sont quasi immobiles et il n'y a pas de *newsletter*. Au point qu'on en sait plus sur la ville partenaire Kaunas que sur ce qui se passe dans le *Minett*. L'année culturelle, c'est dans deux ans. jh

Départ à Echternach

Après treize ans à la tête du centre culturel Trifolion à Echternach, Ralf Britten (54 ans) quittera la maison ce 30 juin, selon un communiqué de la Ville, qui finance la structure. Britten avait fait l'ouverture du centre et devait trouver un nouveau concept pour le festival d'Echternach. Il s'adressait surtout au public allemand, avec un programme très commercial. jh

Luxemburgensia

Stacklëtzebuurger Denkmalfleeg

Jeff Thoss

Satire lässt sich für gewöhnlich auf eines von zwei römischen Vorbildern zurückführen: den bitterbösen Juvenal, der überall nur Verderbtheit sieht, oder den spöttelnden Horaz, der Torheit anprangert, um die Menschen davon zu heilen. Pir Kremer (1919–2000) gehört in die zweite Kategorie. Ob im Rundfunk, auf der Bühne, in Gedichtbänden oder auf Schallplatten, der Kabarettist hat die luxemburgische Gesellschaft stets so zart und wohlwollend auf die Schippe genommen, dass sie von dort gar nicht mehr herunter wollte. Mit 26 Theater-Revuen und über 1 800 *Um Stamminee*-Sendungen war Kremer ab den frühen Sechzigerjahren der satirische Dauerbegleiter der Nachkriegszeit, der mittelscharfe *Moschterflap* auf den Würsten einer an ihrer Behaglichkeit erstickenen Wohlstandsgesellschaft.

Genauso liebevoll wie der Koericher Autor auf seine Mitmenschen geblickt hat, blickt nun ein mächtiger Verbund aus Kultur-, Wissenschafts- und Medieninstitutionen auf ihn. Mierscher Kulturhaus, Centre national de l'audiovisuel (CNA), Centre national de littérature (CNL) und RTL haben sich zusammengenagt, um „Krèmesch Pir“ ein multimediales Denkmal zu setzen. *Um Stamminee* nennt sich eine unter der Regie von Claude Mangen neu zusammengesetzte Revue im Kulturhaus, wo auch die von Pascal Seil kuratierte Ausstellung *ZesummegePIKtes* zu sehen ist. Dazu gibt es einen Ausstellungskatalog mit Audio-CD; obendrauf kann man die halbstündige Dokumentation *D'Revanche vum klenge Mann* von Fränk Grotz auf der CNL-Webseite streamen.

Wie der Untertitel der Ausstellung – *Fir dem Auteur säin 100. Gebuertsdag* – nahelegt, ist dieses monumentale Aufgebot ein monumentales Geschenk. Hier geht es um die vorbehaltlose Würdigung eines Künstlers und jenes oft zitierten „Lëtzebuurger Charakter“, den er ebenso verspottete wie verkörperte. Verglichen damit ist die *Superhemp*-Ausstellung, die man gleich um die Ecke im Literaturarchiv besichtigen kann, eine mit allen marxistischen, feministischen und postkolonialen Wassern gewaschene Mythen-Dekonstruktion.

Wer meint, öffentlich geförderte Kulturprojekte hätten sich kritisch mit ihrem Gegenstand auseinanderzusetzen, und wissenschaftliche Einrichtungen sowieso, ist in der Theaterrevue *Um Stamminee* noch am besten aufgehoben. Vier Schauspieler/innen und Sänger/innen geben hier, begleitet von einem fünfköpfigen „Orchesterchen“, ein Potpourri von Liedern, Gedichten und Sketchen zum Besten, die zusammen eine Zeitreise durch die Sechziger und Siebziger ergeben. Gerahmt werden die einzelnen Nummern (zumindest in der ersten Hälfte) von Einschüben, die Pir Kremers Schaffen sozialgeschichtlich kontextualisieren.

Die Einschübe stammen von Dramaturgin Sarah Rock, die ihre Recherche auch im Katalog präsentiert. Abgehandelt werden Themen wie der Boom der Stahlindustrie, der Niedergang der Agrarwirtschaft, der Beginn der Konsumgesellschaft und der Umbau Luxemburgs zur EU- und Bankenstadt. In der Gegenüberstellung mit passenden Texten Kremers gelingt es Mangen und Rock streckenweise, den Kabarettisten als Sozialkritiker zu inszenieren, dessen fortschrittsskeptische Haltung zu Vergleichen mit unserer Gegenwart einlädt: „Ass dat Confort, wa mir / am Auspuffgas erstécken, / Wa freeschlech Betongsbuergen / äis total erdrécken?“

Nur, nach der Pause wird dieses Verfahren zugunsten einer reinen Nummernrevue aufgegeben, und der Abend verkommt zu großzügig ausgestattetem Dorftheater, zu einem Nostalgiefest auf darstellerisch hohem Niveau. Mit Jeff Elcheroth, Véronique Kinnen und Deborah Marinkovic verfügt das Stück über drei hervorragende Sänger/innen, zu denen sich der nicht immer souveräne Debütant Raffael

Pir Kremer war der satirische Dauerbegleiter der Nachkriegszeit, der mittelscharfe Moschterflap auf den Würsten einer an ihrer Behaglichkeit erstickenden Wohlstandsgesellschaft. Das Kulturhaus Miersch würdigt ihn mit einem nostalgisch-biederem Großprojekt

Parrinha gesellt. Georges Urwalds Neukompositionen und Arrangements versuchen mit ihren Jazzanleihen etwas krampfhaft, Pir Kremers Lieder aus Blasmusikgefilen in eine klassische Musical-Tradition zu verpflanzen, werden von seiner kleinen „PIK Band“ aber tadellos umgesetzt.

Die historisch getreuen Kostüme sind echte Hingucker und werden gefühlt alle fünf Minuten gewechselt, um den Lauf der Zeit anzuzeigen. Das Bühnenbild ist vergleichsweise schlicht, deutet mit seiner mittig platzierten und vielfältig genutzten Treppe jedoch klar in Richtung Glamour und Variété-Theater. Inmitten dieser Kulisse wird ein Hit nach dem anderen dargeboten. Es wird vom „steife Bueden“ unter den Schuhen gesungen, der selbst in den abgehobenen urbanen Milieus die eigene Bodenständigkeit garantiert, oder von den vielfältigen Gerichten, die man mit der guten alten Kartoffel zaubern kann. Je weiter der Abend voranschreitet, umso mehr nähert sich *Um Stamminee* einer Apologie provinzieller Kleingeistigkeit, die dank entsprechender technischer und finanzieller Mittel als raffiniert und weltgewandt erscheint.

Für die Ausstellung *ZesummegePIKtes* wurde ebenfalls nicht bei den Produktionskosten gespart, auch wenn die Materialschlacht im Vorraum des Mierscher Kulturhaus bescheidener ausfällt als auf dessen Bühne. Die Wände und der Katalog wurden von Vidale & Gloesener im Stile von Pir Kremers Büchern aus den Siebzigern gestaltet und besitzen demgemäß Retro-Charme. Was das Bild- und Videomaterial, die Textauszüge und deren Präsentation anbelangt, lässt *ZesummegePIKtes* wenig zu wünschen übrig. Allerdings, das Konzept dahinter ist so klar wie einfallslos. Auf einen kurzen biografischen Abriss folgt eine Wand pro Medium, das der *Jean-fait-tout* bedient hat: Radio, Theater, Lyrik, Musik, Werbung.

Die Wandtexte sind kurz. Überzeugen soll wohl vor allem die Vielfalt der Exponate, Zeugnis der ungeheuren Produktivität eines mehrfach begabten Künstlers, der sein Talent zu Paarreim und Knittelvers hinter der Fassade eines Ponts-et-Chaussées-Beamten versteckte. Jeder Supermann braucht seinen Clark Kent. Für Überraschungen sorgt am ehesten die Wand zu Kremers weniger bekannten Aktivitäten als Werbetexter. Ein echter Blickfang ist derweil ein großformatiges Foto seines Arbeitszimmers, das mittlerweile ins CNL-Archiv gewandert ist. Unzählige Witzesammlungen und Wörterbücher auf den Regalen geben Einblick in die Arbeitsweise des (semi-)professionellen Humoristen.



Um Stamminee: großzügig ausgestattetes Dorftheater

Der Katalog bietet wenig Vertiefung in die Materie und dient in erster Linie der Dokumentation. So enthält er etwa auch Transkriptionen von Interviews aus Fränk Grotz' Dokumentarfilm. Den Hauptteil machen kurze Beiträge von Pascal Seil zu den einzelnen Aspekten der Ausstellung aus. Sein Vorwort beginnt mit dem Satz: „De Pir Kremer, dat ass e Stéck Lëtzebuerg“, und gibt damit die Stoßrichtung der weiteren Texte vor, die Zementierung des Autoren als Inbegriff luxemburgischer Kultur und Mentalität. Als Hauptquellen dienen Seil neben Pir Kremers eigenen Aussagen jene von Weggefährten und

Mitstreitern; kritische Distanz blitzt in diesem hagiographischen Projekt nur selten auf. Im Vordergrund steht die Beschreibung einer beispiellosen Karriere in der heimischen Popkultur, mit viel Lob für Kremers „duuss Satir, déi op sengem déif verwuerzelten Idealismus [baséiert], dee vu Versteesdemech, Optimismus a Matgefill fir d'Mënsche geprägg ass“.

Lediglich vom Werbetexter Pir Kremer scheint der Kurator selbst überrascht: „Wou hien a senger Satir ganz an Opposition zu den dominante Strukturen steet, passt hien sech hei ganz der kommerziell orientierter Mediendlandschaft un.“ Das eine schließe das andere aber nicht aus, so Seil. Bloß, die „Opposition zu den dominante Strukturen“, die vielbeschworene „Revanche vum klenge Mann“, als die Kremer selbst seine Revuen bezeichnete, ist in Ausstellung und Katalog gar nicht nachvollziehbar. Dafür hätte man die dominanten sozialen Strukturen, gegen die angeblich opponiert wird, überhaupt erst herausarbeiten müssen. Wie bereits angedeutet, tut dies ansatzweise nur Dramaturgin Sarah Rock. Für den Rest könnte man das, was Seil als Satire „mat engem sproochleche Goldschmaddshimmerchen“ bezeichnet, auch als Satire in homöopathischen Dosen begreifen.

Gerade wer die Hochzeit von Pir Kremers Schaffen nicht miterlebt hat, könnte leicht glauben,



dass dessen Werk als Satire getarnte Panegyrik ist, ein Loblied auf Luxemburger Sitten und Bräuche, gepaart mit gelegentlichen Elegien angesichts einer Moderne, die sie zu verdrängen droht. Aber vielleicht ist es gerade dieser Aspekt, auf den dieses nostalgisch-biedere Großprojekt abhebt: Pir Kremer als Rückbesinnung auf das, was den „Stacklëtzebuurger“ im Kern ausmacht. Unter diesem Blickwinkel sind die Theaterrevue, die Ausstellung, der Katalog, die CD und der Film höchst aufschlussreich und sehenswert: Sie sind Ausdruck einer anhaltenden Krise der nationalen Identität.

Um Stamminee. Eng musikalesch-satiresch Revue iwwert 1960er a 1970er Joren zu Lëtzebuerg aus dem Mond vum Pir Kremer! Regie: Claude Mangen. Dramaturgie: Sarah Rock. Musik: Georges Urwald. Mit Jeff Elcheroth, Véronique Kinnen, Deborah Marinkovic & Raffael Parrinha. Premiere war am 13.12.2019. Nächste Vorstellungen: 12., 13. und 14. Februar, 18., 19. und 20. März 2020, jeweils um 20 Uhr im Mierscher Kulturhaus.

Die Ausstellung *Pir Kremer – ZesummegePIKtes. Fir dem Auteur säin 100. Gebuertsdag – E Reckbléck op Liewen a Wierk*, dauert noch bis 20. März 2020 im Mierscher Kulturhaus. Der Ausstellungskatalog, hg. von Pascal Seil, ist beim Centre national de littérature erschienen (144 S., 25 Euro). www.kulturhaus.lu



Für die Ausstellung *ZesummegePIKtes* wurde ebenfalls nicht bei den Produktionskosten gespart

Kino

Tote Sterne

Die neuen *Star Wars*-Filme kann man, wohlwollend ausgedrückt, als simples Kino der Attraktionen und des Spektakels bezeichnen und sich damit begnügen. Doch ist es erstaunlich, wie wenig originell der dritte Teil *The Rise of Skywalker* seine Geschichte zum Abschluss führt und wie überaus fordernd und dominant er sein Publikum einschätzt. Nichts ansatzweise Neues fügt dieses Kapitel dem Franchise hinzu.

Dabei ist die Frage, ob Demokratie in totalitäre Systeme umkippen können, heute wieder virulenter geworden und bietet so einen spannenden Fundus, den *The Rise of Skywalker* indes aber nicht weiter ausschöpfen will. Stattdessen scheint es dem Film um das Abarbeiten bekannter Stationen und Effekte zu gehen. Der ewige Kampf von Gut gegen Böse wird auch hier weitererzählt und das in einem schwindelerregenden Tempo. *The Rise of Skywalker* ist ein Film von regelrechter *Star Wars*-Nostalgie-Trunkenheit. Und besoffen ist dieser Film, so sehr torkelt er von einer Szene zur nächsten, die so unzusammenhängend wirken und so viele Wendungsmomente und Logiklöcher aufweisen, dass es unsinnig ist, weiter auf die Story einzugehen.

Luke Skywalker ist tot! Doch sein Opfer ist nicht vergebens, es lässt den Funken Hoffnung, den der Widerstand hegt, neu entfachen...

Der Wechsel im Regiestuhl von J.J. Abrams (*The Force Awakens*, 2015) zu Rian Johnson (*The Last Jedi*, 2017) und nun wieder zu Abrams macht aus dem finalen Teil der Trilogie einen narrativ so inkonsistenten Film, der seine Sehenswürdigkeiten einzig aus dem Zitieren von bereits Bekanntem bezieht. Das gilt für Schauplätze, Figurenkonstellationen und zeigt, was dem Blockbuster-Kino heute fehlt: Innovation, Kreativität, Mut, Virtuosität.

Das Erscheinen von *Star Wars* im Jahr 1977 kam einem regelrechten Kulturschock gleich. George Lucas verdichtete in einem wilden Stilgemisch etliche Genre-Versatzstücke zu einer archetypischen Weltraum-Heldengeschichte, die unglaublich erfolgreich wurde. So wie er die Filmgeschichte in seinen galaktischen Abenteuern mitführte, so nostalgisch wie innovativ stellte er Bezüge zum klassischen Erzählkino her. Alles das, wofür *Star Wars* paradigmatisch stand, vermag die neue Trilogie nicht mehr zu erreichen. Wie keine andere Filmreihe ist *Star Wars* den unzähligen Fantheorien ausgesetzt und wurde so zum Opfer der fanimmanenten Rezeption.

Auffallend ist, wie krampfhaft *The Force Awakens* an seiner ursprünglichen Vorlage festhält, sodass stellenweise der Eindruck entsteht, man schaue keine Fortsetzung, sondern ein *Remake*: Er versucht, unbedingt die Handlung und Figurenkonstellationen des Originals zu kopieren – derart scheint J.J. Abrams die Fallhöhe gefürchtet zu haben. Rian Johnson hingegen bricht in der Fortsetzung *The Last Jedi* mit der Tradition, enttäuscht bewusst Erwartungshaltungen, verpasst die klassischen Genre-Verabredungen, nahezu zynisch schreibt er altbekannte Heldengestalten um und spaltet so die Fangemeinde zutiefst. Wer versucht, sich peinlichst genau an die Originalvorlage zu halten, dem wird mangelnde Kreativität vorgeworfen; wer versucht radikal neu zu denken, dem wird Ikonoklasmus und Sakrileg angelastet.

Ja, der populäre Fantasyautor George R.R. Martin trifft den Kern, wenn er mit Blick auf popkulturelle Themen meint, besonders das Internet sei ein toxischer Ort geworden: Die Theorien und Wunschvorstellungen der Fans, die im Netz zirkulieren, beeinflussen den Prozess des Filmemachens und des Filmserlebnisses dergestalt, dass jede Position in Richtung eines ansatzweise zufriedenstellenden Films ad absurdum geführt wird. Der von Roland Barthes proklamierte „Tod des Autors“ erhält vor diesem Hintergrund eine besondere Schärfe. Nicht mehr der Filmschaffende ist Herr des Werkes, sondern die Fans, die jeden Film detailgenau und äußerst versiert analysieren und somit die Filme längst zerredet haben. Die neue *Star Wars*-Reihe lebt deshalb paradoxerweise aus einem *post-mortem*-Effekt. Herausgekommen ist dabei ein filmischer Brei, den zu viele Köche, auf Produktions- wie auch auf Rezeptionseite, verdorben haben. Marc Trappendreher

Théâtre

Karine Sitarz

Cette année, et pour la première fois depuis plus d'une décennie, les *Chrëschtdeeg am Theater* ont changé de nom pour devenir *Chrëschtdeeg an de Rotonden*, alors que les Théâtres de la Ville, partenaire depuis le début de la manifestation, ne se sont pas embarqués dans l'édition 2019 de ce désormais traditionnel festival de théâtre jeune public de fin d'année. Pour ce cru piloté par la seule équipe des Rotondes, l'idée a été d'investir pendant quatre jours (du 27 au 30 décembre) l'ensemble du site en misant sur une offre élargie d'ateliers (ils ont fait le plein), tout en continuant à proposer de savoureux spectacles multidisciplinaires d'ici et d'ailleurs dont un opus présenté hors les murs.

À l'affiche les 28 et 29 décembre, *Rita* a été donné dans la grande salle des Rotondes. Ce spectacle dédié aux jeunes, mais pas seulement, est signé par un duo d'artistes belges : le chorégraphe, metteur en scène et danseur Randi De Vlieghe, familier du public luxembourgeois pour avoir collaboré avec Jean-Guillaume Weis, et Jef Van gestel, acteur, metteur en scène et membre fondateur du collectif Tuning People. À la croisée du théâtre, de la danse et de la performance, *Rita* s'empare d'un thème difficile, la vieillesse, avec ses corollaires, la solitude, la dépendance, l'affaiblissement, la dégradation physique et mentale, interrogeant par là-même notre rapport aux personnes âgées, la place et le traitement que la société leur réserve. *Rita* est une belle surprise, Randi De Vlieghe et Jef Van gestel livrant un éton-



Randi De Vlieghe et Jef Van gestel

nant spectacle, grave et léger, cru et sensible, triste et drôle, subtilement décalé. Le public, interpellé tout au long de la représentation, est invité à vivre une histoire émouvante qui touche à l'universel.

Portrait

Regarder voir

Marianne Brausch

C'est une femme douce avec laquelle on a rendez-vous le matin du 24 décembre. Elle est calme, souriante, habillée d'un pull de laine comme un doudou avec au doigt, une bague qui ressemble à une goutte d'eau, aussi claire que ses yeux. Nous allons passer une heure et demie ensemble, dans la galerie Valerius, qui expose, sous le titre *Stoned*, un melting-pot de ses photos, à parler d'elle et de la photographie.

Il y a là des images de plusieurs genres (on va voir que c'est toujours des face-à-face), dont d'animaux bien sûr. Eilo Elvinger a reçu en 2017 le prix *Wildlife Photographer of the Year* du Natural History Museum de Londres pour sa photo (en noir et blanc), du *Polar pas de deux* exécuté par des ours polaires sur la banquise en Arctique. D'Afrique – le Rwanda, la Tanzanie ou le Botswana – elle rapporte des portraits de grands fauves, hiératiques, à l'affût, mais autres aussi : tel ce grand lion infiniment patient face à un escadron de mouches qui le gênent mais font sa toilette d'après-repas sanglant... On dirait une voilette vivante ; des caméléons et des iguanes font corps avec leur environnement sur les îles Galápagos.



Eilo Elvinger lors de la rencontre

La photographie, c'est l'engagement d'Eilo Elvinger. Une histoire entre elle-même et le monde, à sa manière de regarder autour d'elle

Les photos d'Eilo Elvinger n'ont cependant rien à voir avec un safari photo : c'est une manière de vivre ensemble à l'époque actuelle qu'Eilo recherche et saisit chez les chimpanzés et leur sens aigu de l'attention apportée à leurs prochains. Tout est là, dans ce regard, attentif et déterminé de l'animal et celui qu'Eilo Elvinger porte à travers son objectif, sur l'environnement.

Elle est une photographe de l'harmonie, qu'elle observe également chez les êtres humains, c'est-à-dire des communautés qui fonctionnent, le plus souvent hors Occident, encore selon des règles communes, qu'elles soient d'ordre religieux ou vestimentaire ou d'occupations, pour ne citer que trois catégories qui font encore sens dans un pays comme le Bangladesh. Mais le partage, cela peut tout aussi bien être pour Eilo, les couleurs chamarrées de fleurs en plastique d'une fête populaire, beaucoup plus près de nous, au Portugal.

Son travail, si elle-même a besoin de l'esthétique comme facteur d'équilibre, n'a pas de naïveté bienveillante, comme l'a récemment prouvé son reportage sur les Rohingyas (l'exposition *I am a Rohingya*, avec Wasama Doja, a eu lieu à la galerie Clairefontaine, sous les auspices de l'ONG Friendship en décembre dernier). Montrer ce peuple musulman du Myanmar, malmené de ce fait religieux par le pouvoir et poussé à l'exil au Bangladesh, est un engagement politique de sa part, tout comme ses reportages animaliers l'ont rendue attentive aux problèmes écologiques, en phase de

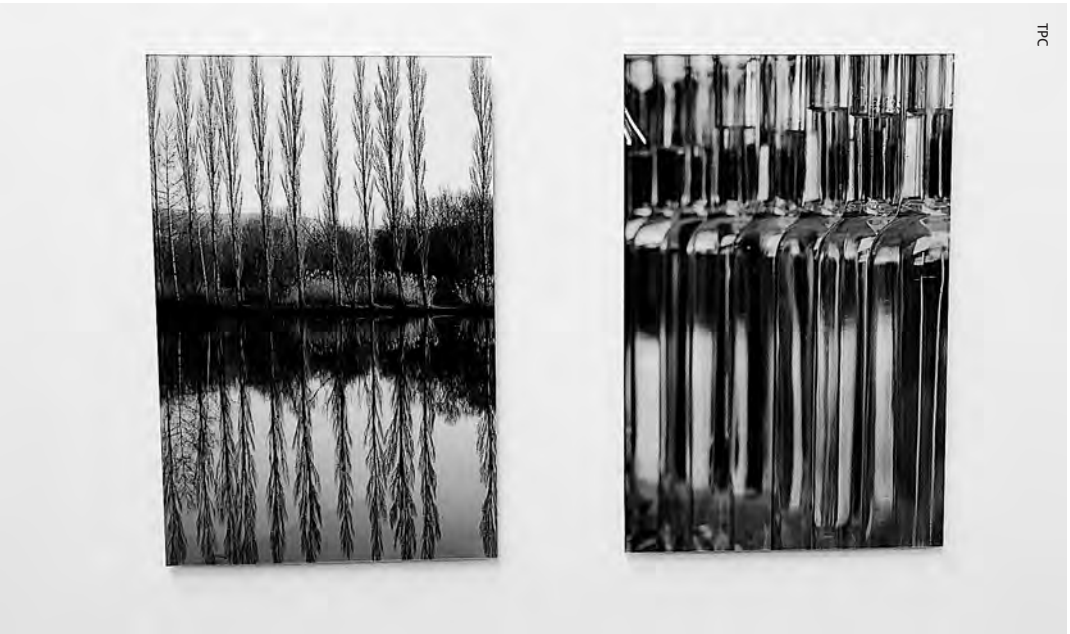
Cette histoire est celle de *Rita*, personnage créé en 2015 par les deux artistes pour leur spectacle *Voetbal op Hoge Hakken* (« Football sur hauts talons ») et depuis revisité. Rita (Randi De Vlieghe) est une femme vieillissante qui a un sens prononcé pour le mélo, elle vit seule, cloîtrée chez elle, avec pour unique compagnie celle de Martino (Jef Van gestel), son aide-soignant attentionné mais psychorigide. Tout semble opposer ces deux êtres pourtant inséparables. Rita cherche à désertir l'ennuyeux quotidien en se réfugiant dans son monde à elle, fait d'opéra et de danse, de maquillage et d'extravagance, univers toujours plus déconnecté d'une réalité marquée par les sempiternels repas, médicaments, toilettes, ménages, mots croisés et autres bingos, où la ramène continuellement Martino avec des mots secs ou des expressions infantilissantes. Sans parler, avec des regards expressifs et des gestes précis, le comédien-danseur Randi De Vlieghe confère à cette Rita là une extraordinaire présence scénique donnant corps à ses désirs et ses confusions, ses maux et ses douleurs, ses excès et ses maladresses, ses folies et ses cauchemars.

La mise en scène s'appuie sur une scénographie efficace, une cuisine « mobile » qui se forme et se transforme au fil de scènes qui alternent fiction et réalité. Jeux de lumière, musiques (notamment les airs d'opéra qui emportent Rita), bruitages (comme ces sons qui évoquent une jungle imaginaire) créent des ambiances réalistes et des atmosphères fantasques, tout un monde de possibles où l'ordinaire se fait extraor-

Rita est une belle surprise, Randi De Vlieghe et Jef Van gestel livrant un étonnant spectacle, grave et léger, cru et sensible, triste et drôle, subtilement décalé

dinaire et où le bizarre devient banal, où les comédiens-danseurs jonglent avec l'infiniment grand et l'infiniment petit. Dans cet univers-là, les objets s'animent, un aspirateur déclenche un étonnant ballet au foulard rose, un frigo se fait caméra mobile laissant advenir un impressionnant théâtre d'ombres où Rita se révèle, enfin libérée... Un spectacle fort et salutaire, une belle ode à la liberté. On en sort grandi !

Le spectacle *Rita* conçu et interprété par Randi De Vlieghe et Jef Van gestel, co-produit par Bronks & Tuning People, a été créé en septembre 2018 au théâtre jeune public Bronks à Bruxelles, où il sera notamment repris en mars 2020.



Face-à-faces dans l'exposition chez Gérard Valerius

devenir une des clés de la survie des espèces sur terre... dont nous, les hommes.

Elle se rendra à nouveau en 2020 en Arctique. Mais, que ce soit loin, très loin, ailleurs ou ici, Eilo Elvinger a besoin d'être dans un espace ouvert, de pouvoir porter son regard sur le lointain, fût-il tout proche. C'est ainsi, dans nos bois paisibles, qu'elle va à la rencontre des biches et des cerfs, mais aussi des paysages et des effets atmosphériques, comme lors d'une aube brumeuse, dans une forêt luxembourgeoise : cela donne des images magnifiquement graphiques, où les lignes sombres des troncs d'arbres et leurs ombres diaphanes dessinées par le soleil, produisent des effets quasi pictorialistes. On peut sans hésiter comparer ces photographies à des tableaux anciens, comme ses photographies d'arbres et leur reflet, à l'envers, dans un miroir d'eau en Hollande, ou le graphisme quasi d'une porcelaine chinoise, entre la forme d'un arbre et l'ilot qui le porte au milieu d'un lac au Sri Lanka.

Les photographies d'Eilo Elvinger révèlent donc aussi un sens aigu de la composition et, cela en surprendra plus d'un, un goût pour l'abstraction, à l'exemple de la macro-photo de la signalétique automobile jaune et noire à l'embarcadère pour voitures à Calais, un pavement au sol au Bangladesh ou... l'assemblage pointilliste des écailles du

dos d'une raie, la transparence rosée des billes de pluie sur une vitre à Bridel.

Oui, Eilo Elvinger elle-même est un personnage surprenant, au sens où elle semble elle-même surprise par son travail photographique, depuis qu'elle fit un premier voyage, en URSS, encore dans les années 1980, celles du rideau de fer, avec seulement deux rouleaux de pellicule de 72 prises de vue en tout. Cette limite, lui fit réaliser que la photographie, voilà, c'était son affaire, une histoire entre elle-même et le monde ; sa manière de regarder le monde.

Cela s'est fait peu à peu, raconte-t-elle, comme à son insu et ce n'est que depuis 2017, ayant certes déjà beaucoup voyagé de par le monde et ayant compris qu'elle devait s'engager pour la planète et pour les êtres humains, qu'elle a décidé de se consacrer uniquement à cette passion. À sa manière calme et réfléchie. En attestent le sérieux du regard des animaux qui nous regardent nous, à travers son objectif.

L'exposition *Stoned* d'Eilo Elvinger est à voir jusqu'au 18 janvier 2020, à la galerie Valerius, 2a, rue Wiltheim, Luxembourg-ville ; ouvert du mardi au samedi de 10 à 18 heures ; www.valeriusartgallery.com



Les installations d’Émilie Pierson et d’Anaïs Marion au Ratskeller ; Aline Bouvy, Eric Schumacher et Thibaud Schneider à la Villa Vauban (de gauche à droite)

Art contemporain

Toni Erdmann laisse traîner ses mégots

josée hansen

Dans la comédie douce-amère *Toni Erdmann* de la réalisatrice allemande Maren Ade, Prix de la critique internationale au Festival de Cannes en 2016, Winfried Conrardi (Peter Simonischek) essaie de se reconnecter avec sa fille adulte Ines (Sandra Hüller), qui fait fortune comme consultante à Bucarest. Voyant qu’il lui fait honte et que sa présence la gêne, il la surprend lors d’une soirée business grimé en *kukeri* – ces personnages en fourrure avec un masque d’animal, muni de ceintures à cloches qui, en Roumanie et dans les Balkans, servent à chasser les mauvais esprits. Winfried est devenu Toni Erdmann, et ses déboires sont désopilants. Est-ce lui ou un autre de ces *kukeri* qui est allongé au Ratskeller du Cercle-Cité actuellement ? *Entends-tu les cloches sonner* ? est une installation de la Française Emilie Pierson, qui a des racines franco-bulgares, quelle thématise dans cet espace de font de rue, aussi avec *Souvenirs 57-82*, une deuxième installation, photographique cette fois-ci, par laquelle elle tente de reconstruire la jeunesse bulgare de sa mère.

Nous voilà de plain-pied dans le grand thème qui préside le Prix d’Art Robert Schuman, organisé depuis 2011 à rythme biennal et à tour de rôle dans les quatre villes qui constituent la *Quattropole* (Luxembourg, Metz, Trèves et Sarrebruck) : l’Europe, sa construction et son équilibre complexe. Le fait que quatre maires ou adjoints au maire préfacent le catalogue, se réjouissant chacun/e du « dialogue interculturel » que constitue ce prix (Lydie Polfer, DP, Luxembourg) en dit assez long sur ses visées politico-diplomatiques plutôt qu’artistiques. (D’ailleurs, comme à la biennale de Venise, la belle idéologie du dialogue international est sabotée par le fait qu’il s’agit aussi d’une compétition avec un prix doté de 10 000 euros). Quatre villes choisissent quatre curateurs ou binômes de curateurs, qui eux choisissent chacun à son tour quatre artistes, pour constituer une exposition collective qui se déroule dans plusieurs lieux d’exposition – deux cette fois-ci, à savoir le Ratskeller et la Villa Vauban : l’enchevêtrement de contraintes est assez complexe pour y perdre le fil rouge. Malgré ces contraintes, l’édition 2019, qui se déroule encore jusqu’à la mi-janvier, est plutôt réussie.

On s’attardera d’abord sur l’excellente sélection luxembourgeoise, avec laquelle Stilbé Schroeder, qui travaille au Casino Luxembourg – Forum d’art contemporain, accompagnait les deux derniers pavillons luxembourgeois à la Biennale d’art de Venise (Marco Godinho, 2019 et Mike Bourscheid, 2017) et a créé le collectif Podium, prouve qu’elle est la commissaire d’exposition la plus intéressante du moment au grand-duché. Et quelle a le regard le plus curieux et la conscience politique la plus aiguisée, qui fait fi des modes ou d’un jeunisme à tout va. En réunissant Aline Bouvy, Laura Manelli, Claudia Passeri et Eric Schumacher avec des sélections d’œuvres parfois anciennes, parfois créées pour l’occasion ou réagencées, elle montre une panoplie assez large de la création autochtone, qui se pense souvent ailleurs : en Écosse (Schumacher), en Italie (Passeri), à Paris (Manelli) ou à Bruxelles et Berlin (Bouvy). Cette ouverture sur le monde, ce bain dans les cultures extra-luxembourgeoises vient enrichir la création artistique luxembourgeoise pour une belle enfilade de salles à la Villa Vauban.

Luxemburgensia

Schülerzeitungen von oben und von unten

Romain Hilgert

Mit der Enzyklika *Rerum Novarum* rief Papst Leo XIII. 1892 seine Kirche zur Rückeroberung der Liberalismus und Sozialismus verfallenden Gesellschaft auf. Pflichtbewusst organisierte der hiesige Klerus in seinem Volkshaus ein ganzes Arsenal von Laienverbänden für jede Klasse, jedes Alter und jedes Geschlecht, bis hin zur „Volkshauspartei“, der Rechtspartei und heutigen CSV. So entstand 1909 im hauptstädtischen Konvikt der Studienzirkel katholischer Mittelschüler. Seinen mit literarischen Beiträgen angereicherten Jahresbericht nennt der Geschichtslehrer Marc Birchen in dem Buch *Schülerzeitungen im Spiegel der Zeit* die „Frühform einer Schülerzeitung“ (S. 26).

Gewollt oder ungewollt drückten Schülerzeitungen immer aus, wie Schüler und später Schülerinnen im Laufe der Geschichte die Schule als gesellschaftliche Einrichtungen empfanden: als Mittel zur sozialen Unterscheidung durch die Trennung von Bildung und Ausbildung, als „ideologischer Staatsapparat“ zur Gängelung der Jugend oder als „Investition“, um später im Wettkampf auf dem Arbeitsmarkt zu bestehen. Es gab und gibt Schülerzeitungen von oben, von Verbänden, Schulen oder Freinet-Lehrern, und solche von unten als Organe einer Autonomiebestrebung von Jugendlichen. Mehrmals kam es zu polizeilichen Ermittlungen, Unterdrückungsversuchen durch Schulleitungen und sogar parlamentarischen Initiativen gegen Schülerzeitungen, denen die in der Verfassung garantierte Pressefreiheit selten zugestanden wurde.

Immer wieder waren Schülerzeitungen Teile des endlosen Kulturkampfs zwischen Klerikalen und Liberalen. Der katholische Akademikerverein, spä-

Gewollt oder ungewollt drücken Schülerzeitungen immer aus, wie Schüler und später Schülerinnen die Schule als gesellschaftliche Einrichtungen empfinden

ter Aluc, brachte ab 1916 regelmäßig die *Academia* heraus, während die 1912 gegründete liberale Adel, später Assoss, ab 1917 *La Voix des jeunes* veröffentlichte. Sie waren eher Studentenzeitungen, aber in einem Land, wo Sekundarlehrer bis heute „Professoren“ und ihre Schüler lange „Studenten“ genannt wurden, sind die Grenzen fließend.

Der spätere Staatsminister Pierre Frieden und der spätere Nazi Damien Kratzenberg riefen als Diekircher Gymnasiallehrer 1922 die Schülerzeitung *Le Collégien* als pädagogisches Projekt ins Leben, doch, so Marc Birchen, „[r]eine Schülerzeitungen, also hauptsächlich von Schülern für Schüler verfasste Zeitungen, waren bis in die 1930er Jahre eine Seltenheit“ (S. 31). Dazu zählte der erstmals Forderungen im Namen der Schüler erhebende *Sprochmates*

Ainsi, Aline Bouvy prend possession du bâtiment dès la façade, donnant un petit air punk à cette vénérable bâtisse bourgeoise dans son jardin bucolique, grâce à deux piercings géants en acier inoxydable fixés sur l’un des coins. Ailleurs, un de ses bas-reliefs en jesmonite (*Strategy of non-cooperation*, 2015 : un chien cette fois, pas un rat comme chez Nosbaum-Reding récemment) ornent un miroir, alors que ses anguilles coulées en bronze noir (*Empathy*), accrochées à du plexiglas ondulé dans l’espace jardin d’hiver de la Villa, occultent le regard et intriguent le spectateur qui ne chercherait que la contemplation. Claudia Passeri va encore plus loin et bloque carrément l’accès entre la salle d’Eric Schumacher et celle de son voisin, le Français Marceau Pensato, avec une construction qui n’a de l’improvisation que l’aspect : *Claire-Voie* (2019) est un croisillon fait de branches en bronze patiné qui condamne la porte restée ouverte. Le matériau rappelle forcément le bâton de pèlerin qu’elle avait utilisé au début de la décennie pour *Via Schengen*, une marche à pied de chez elle, à Luxembourg-ville, jusqu’à Schengen, village où furent signés les accords de libre-circulation en Europe (documentée entre autres par une intervention d’artiste dans le *Land* en 2011). En dix ans, le bâton de jadis s’est transformé en clôture, Claudia Passeri est devenue bien plus pessimiste.

Malheureusement, Laura Manelli échoue à traduire les architectures virtuelles dans lesquelles elle excelle en œuvre tangible dans le monde réel – *Un amour d’Y2k* est une installation faite de roches, de lumière rouge, de lunettes de réalité virtuelles, d’images 3D et de textes cryptiques défilant sur des écrans *high-tech*. Mais Eric Schumacher réussit à nouveau son installation : *\\11:11*: mêle poutrelles en acier peintes en blanc, peinture murale géométrique, béton coulé et matériaux vernaculaires (des mégots de cigarettes sur un élément mural ou des boîtes de conserves vides qui soutiennent une des poutrelles) pour une allégorie de la fragilité des équilibres géostratégiques. Depuis Su-Mei Tse à Metz en 2001 (deux ans avant son Lion d’or vénitien), plus aucun Luxembourgeois n’a reçu le Prix Schuman (alors que les propositions étaient souvent intéressantes), mais le jury de l’édition 2019, présidé par Anouk Wies (du Cercle-Cité), a attribué une mention spéciale à Aline Bouvy – une maigre consolation, alors que toute la sélection luxembourgeoise aurait mérité cette fois-ci le prix.

Une deuxième mention spéciale va à la Française Anaïs Marion, dont l’installation multidisciplinaire (vidéo, photos, son) *Bagdadbahn (une ligne dans le désert)*, documentant un voyage de Berlin à Bagdad qu’a réalisé Marion, avec ses anecdotes et ses difficultés aux frontières, impressionne autant que l’avait fait l’installation d’Elsa Rauchs sur son voyage *Mam Punto op Peking*, en 2017 au festival *Fundamental* à Bonnevoie. Les dessins à même le mur de *l’État des lieux* de Marceau Pensaro ont une urgence sociale qui n’est pas sans rappeler le travail de Filip Markiewicz. Si la sculpture de Thibaud Schneider, voisine à Anaïs Marion, au Cercle-Cité laisse perplexe par son aspérité minimaliste (*L’incrédulité de Saint-Thomas d’après Le Caravage*, 2019, est fait d’un linceul trempé dans du plâtre et accroché à une construction en bois, contre laquelle est incliné une sorte de javelot),



Die bekannteste Schülerzeitung: *D’Ro’d Wullmaus* (1970-1973)

der hauptstädtischen Industrie- und Handelsschule und der antisemitische *De Wecker rabbelt* des späteren CSV-Abgeordneten Georges Margue. Reaktionäre Jugendschriften wie *Jung-Luxemburg* und *Marienritter*, denen damals keine dezidiert linken Blätter gegenüberstanden, waren keine erklärten Schülerzeitungen, aber sie richteten sich an die Altersgruppe der Gymnasiasten. Marc Birchen nennt die Dreißigerjahre, als sich nach der Weltwirtschaftskrise und angesichts der wachsenden autori-

tären Bedrohung bis hin zum Maulkorbgesetz die politische Auseinandersetzung radikalisierte, einen ersten Höhepunkt in der von ihm untersuchten Geschichte der Schülerzeitungen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand „eine Vielzahl kleinerer Schülerzeitungen, die häufig das Produkt einer einzelnen Schulklassen oder einer Jahrgangsstufe waren“ (S. 60), sie kommentierten das Geschehen an der eigenen Schule humorvoll und unpolitisch.

So wie der Zugang zum Sekundarunterricht geregelt war und teilweise noch ist, spiegelten die Schülerzeitungen lange das Weltbild von Knaben aus dem Bürgertum wider. Von 1949 bis 1952 erschien am Lycée de jeunes filles de Luxembourg wohl die erste SchülerInnenzeitung, *La Lycéenne*.

Nach einem Niedergang gegen Ende der Fünfzigerjahre erlebte die Schülerpresse in den Sechzigerjahren einen zweiten historischen Höhepunkt, als die Notwendigkeit einer Bildungsreform und der obligatorische Militärdienst, der Vietnamkrieg und die Studentenproteste die Jugendlichen politisierten. Dies führte zu einer Radikalisierung und zur Spaltung von Studentenorganisationen, „bis keine andere luxemburgische Schülerzeitung des 20. Jahrhunderts einen ähnlichen Bekanntheitsgrad erreichte wie die RWM“, die *D’Ro’d Wullmaus* des linksradikal gewordenen Clan des jeunes (S. 100). Die respektlosen und pornografischen Beiträge der zwischen 1970 und 1973 erschienenen hektografierten Zeitschrift stellten alles in den Schatten, was Schülerherzen bis dahin hatte schneller schlagen lassen.

Danach wurde die Schülerpresse rasch wieder artig. Im Geist der Zeit entdeckte sie den Natur- und Umweltschutz. Die heutigen Schülerzeitungen sind meist pädagogische Projekte samt Web-Seite im Rahmen der staatsbürgerlichen Medienerziehung. So geht es mit der Schülerpresse, wie mit einem Großteil der restlichen Presse, bergab. Die Adressaten kommunizieren inzwischen über *Snapchat* und *Whatsapp*.

Marc Birchen, *Schülerzeitungen im Spiegel der Zeit*, Fondation Lydie Schmit, Luxembourg, 2018, 208 S., 30 Euro.

Théâtre musical

Comédie noire

Godefroy Gordet

« Overwhelming », pour « bouleversant », aurait commenté le *Evening Standard* à propos de ce *Cabaret*, des lettres d'or occupant la première page du programme de salle, aux côtés d'autres lignes aussi glorieuses qui poussent à convaincre des mérites de ce spectacle. Et c'est bien vrai, la super production multi-primée de Rufus Norris est tout à fait fidèle aux commentaires des journalistes britanniques. Aussi, quoi de mieux que l'incroyable Grande Salle du Grand Théâtre pour accueillir ce mastodonte scénique, aussi spectaculaire que dramatique, tendre et sexy ?

Basé sur le roman *Goodbye to Berlin* de Christopher Isherwood, signé par le compositeur John Kander et le parolier Fred Ebb, dirigé par Rufus Norris, directeur du Royal National Theatre de Londres, et produit par Bill Kenwright, *Cabaret* est l'un des grands succès des théâtres du West End londonien. Sur les deux dernières décennies, après avoir fait salles combles au Lyric Theatre de 2006 à 2008, dans une tournée entre 2008 et 2009, au Savoy Theatre en 2012, la production connaît un nouvel engouement depuis 2017, en ce tournant d'année pour treize représentations sur la plus importante scène du Luxembourg.

Le metteur en scène et réalisateur, Rufus Norris n'en a clairement pas fini avec cette production hors norme aux chorégraphies puissantes, sexuelles, décadentes tout en justesse (Javier de Frutos), à la scénographie et aux costumes superbes (Katrina Lindsay), pour une mise en scène millimétrée, sur certains titres devenus des classiques du répertoire de la comédie musicale, comme *Willkommen*, *Money Makes the World Go Round* ou *Maybe This Time*.

Car si l'on parle beaucoup de Rufus Norris, c'est d'un travail choral qu'est né le succès de cette comédie musicale, ça ne fait aucun doute. Au talent de ceux précédemment cités s'ajoute, celui des vedettes John Partridge, acteur de télévision et star prolifique de musical, qui tient le rôle d'Emcee avec un charisme fort, Kara Lily Hayworth, superbe à en tomber amoureux en Sally Bowles, Anita Harris (Fräulein Schneider) qui n'a plus à faire ses preuves et Charles Haggerty (Cliff Bradshaw), moins visible mais convaincant.

Ainsi de cet ensemble, complété par les comédiens James Paterson (Herr Schultz), Nick Tizzard (Ernst Ludwig), Basienka Blake (Frauline Kost) et onze danseurs brutalement af-

Ce qu'il se dit dans ce *Cabaret* londonien, c'est que la réalité est cruelle, et quand l'ivresse et l'euphorie se sont évanouies, les fantômes laissent place aux responsabilités morales



Dans ce monde déchiqueté, on se gave de schnaps, de cocaïne et de sexe

friolants, naît une combinaison sulfureuse, sensible et lyrique, une histoire qui nous plonge dans le Berlin des années trente, où la décadence fascine, le désarroi politique effraie et où la pauvreté contextuelle pousse les personnages à rêver à un monde meilleur.

Dans ce monde déchiqueté qui tantôt s'enlise dans une politique répressive et guerrière, tantôt se gave de schnaps, de cocaïne, de sexe et de spectacles de cabaret, arrive Cliff Bradshaw, jeune touriste, la gueule enfarinée, venant d'une Amérique puritaine où il refoule son homosexualité. Là, d'abord excité par ce « nouveau monde », l'Américain va vite déchanter...

Si Norris s'inspire du premier spectacle du nom, monté à Broadway en novembre 1966 par Kander et Ebb, Hal Prince et Joe Masterhoff, et sur le film culte de 1972, signé Bob Fosse, avec Lizza Minnelli, il livre une interprétation très incisive et beaucoup plus noire, se jouant de la distraction des corps, pour aborder frontalement le sujet tragique de cette époque, à savoir, comme il le montre avec brutalité dans la pièce : le nazisme.

Cabaret n'est pas premièrement un spectacle de divertissement, il siffle à nos oreilles la dureté d'une époque poussant le symbole jusqu'à la monstration, en toute fin, de la terreur hitlérienne par l'image de corps nus, maltraités, humiliés, ou quand le maître de cérémonie et sa troupe se trouvent dépossédés de leur théâtre, de leurs habits de scène, de leur magie.

Pourtant, si certaines images frappent l'œil et la conscience, le juste équilibre est parfaitement trouvé entre toute cette frivolité et cette douleur. La nervosité des danses, multipliant les gestes sensuels, voire obscènes, contraste avec une forme de douceur et de véracité dans les moments chez la logeuse Fräulein Schneider. Et si on entend l'amour se fonder sous l'ombre d'une croix gammée, on y parle aussi de lutte et de survie.

Ainsi, *Cabaret* est une comédie musicale pour adultes, infusée de sérieux, qui ne trouvera pas de happy end. Ce qu'il se dit, c'est que la réalité est cruelle, et quand l'ivresse et l'euphorie se sont évanouies, les fantômes laissent place aux responsabilités morales. Il se tisse ici un récit fort, brut, acide, que le public est invité à étreindre, entre deux extravagances, comme dans une histoire à l'humour noir.

Cabaret, présenté par Bill Kenwright : sur un texte de Joe Masteroff, avec la musique de John Kander et Fred Ebb, basé sur une pièce de John Van Druten et les histoires de Christopher Isherwood, en anglais, avec surtitres en français & allemand ; mise en scène : Rufus Norris, costumes et scénographie : Katrina Lindsay ; chorégraphie : Javier De Frutos ; avec John Partridge, Kara Lily Hayworth, Anita Harris, Charles Haggerty, James Paterson, Nick Tizzard, Basienka Blake ainsi que l'Ensemble Catherine Saunders, Oliver Roll, Sara Morley, Joseph Dockree, Gemma Archer, Sophie Hirst, Mary Hodgkinson, Hannah Nicolas, Ben Rutter, Francis Foreman, Tom Scanlon ; dernières représentations vendredi 3 janvier à 20 heures, samedi 4 à 15 et à 20 heures ainsi que dimanche 5 janvier 2020 à 20 heures au Grand Théâtre, à partir de 16 ans ; tickets de 25 à 65 euros ; www.theatres.lu.

Books

Mix and match

Janine Goedert

First, there was the surprise announcement on October 14th. No one had expected there to be two Booker Prize winners since it was against the rules, but then this year's judges were unable to agree. They staged a sit-in after being told that they were not allowed to select joint winners. In the end, the Booker Prize 2019 went to both Margaret Atwood for *The Testaments* and Bernardine Evaristo for *Girl, Woman, Other*.

While Atwood's novel, which is the sequel to *The Handmaid's Tale* (1985), is a bit too didactic for my taste, Evaristo's book reads like a breath

of fresh air. There are twelve voices in it, mostly black or mixed-race. These characters, who were all born female, come from different backgrounds, their ages ranging from 19 to 93. Twelve lives unfold in separate chapters and at times overlap or interconnect in various ways. We are both inside their heads as well as outside.

Evaristo's style is exuberant and delightfully fluid; her humour tongue-in-cheek. Often the prose veers towards poetry as paragraphs are fragmented and the pages start looking very patterned. Some lines might be made up of a single word only.

Exclusion, insecurity, internalised racism and self-loathing, Bernardine Evaristo tackles a lot of different issues around the black female experience, but her novel never feels like a preachy manifesto

Her oldest friend is Shirley, who works as a history teacher in Peckham. She had been the only other brown girl at Amma's grammar school and made a beeline for her in the playground. Shirley is the dowdiest character in the book by far. Not surprisingly, she feels awkward whenever she meets Amma's more colourful mates.

One of the most moving characters is Hattie, a ninety-three-year-old farmer of mixed heritage who decides to leave her decaying Northumberland farm to her great-granddaughter Megan. The latter has decided to become a non-binary activist called Morgan after spending years looking for sanctuary in chat rooms with other young outsiders. She refuses to be a "she" or a "he", self-identifying as gender-free and becoming an "influencer" with a Twitter following of over a million people. The contrast with Winsome, a bride who left Barbados for an unhappy marriage in England, could not be starker.

And then there is Carole, who leaves her Nigerian roots behind in her mum's Peckham council flat in order to blend in at Oxford. She later achieves success in the City, where in spite of her perfectly tailored suits, new clients often look past her or expect her to be attached to the coffee trolley. Prejudices and clichés die hard, and, yes, Carole has to acknowledge that her school, which is the one Shirley teaches at, "was renowned for producing teenage mothers and early career criminals" rather than high-flying bankers.

There are a lot of gay and single-parent families in the book, yet, ironically, these less conventional set-ups routinely conjure up traditional conflict. Thus, Amma's teenage daughter Yazz dismisses her mother as a feminazi and defines herself as "humanitarian", which, she claims,



Margaret Atwood (left) and Bernardine Evaristo

"is on a much higher plane than feminism". Just like any traditionally raised daughter, she begs her mum to shop at Marks & Spencer's instead of sticking to patterned harem pants and bright asymmetric shirts.

Exclusion, insecurity, internalised racism and self-loathing, Evaristo tackles a lot of different issues around the black female experience, but her novel never feels like a preachy manifesto. All these issues are at the very heart of the different lives depicted. Again and again, support networks become a cause for celebration. They play a crucial role and seem to take over from the extended families of yesteryear.

Girl, Woman, Other is an intergenerational novel if ever there has been one! And an excellent page-turner for the holiday season – hilarious, entertaining and spinning an enticing, energetic yarn. Evaristo herself refers to her style as "fusion fiction" – the expression perfectly mirroring the versatility and variety of the voices she conjures up.

Bernardine Evaristo: *Girl, Woman, Other*, Hamish Hamilton, 2019; ISBN: 978-0-241-36490-1.

d'Letzebuenger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Rédactrice en chef** Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Pol Schock (48 57 57-35; pschock@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu) **Gérant et mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu) **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Letzebuenger Land **Instagram** letzebuenger_land **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Art contemporain

Autour de la femme, le cosmos

Lucien Kayser

Les quelques jours entre les fêtes de fin d'année, élargis peut-être de part et d'autre du tournant, temps idéal de retomber en enfance, au meilleur sens de l'expression. Se laisser aller en toute innocence à de la fantaisie, laisser libre cours à l'imagination. Des occasions sont là, qui aident, et à Paris, le chemin mène alors au Musée des arts forains, dans le quartier de Bercy, avec sa collection surprenante d'objets du spectacle, ses salons qui invitent au rêve, ses attractions non moins émerveillantes. De l'autre côté de la capitale, dans un seizième où il n'a pas été de suite le bienvenu, au Cirque tzigane Romanès, on précise de suite, sans animaux sauvages ; les nomades sont arrivés, se sont installés, les visiteurs prennent énormément de plaisir, c'est le mérite des fondateurs, Alexandre et Délia, qui assurent que « malgré les turbulences du monde, (leur) fureur de vivre n'est pas entamée ».

Voilà qu'il n'est certainement pas question seulement des ennuis locaux. Et la plongée dans l'enfance, à d'autres dimensions aussi, a pu trouver cette année un autre lieu, avec l'exposition de Kiki Smith à la Monnaie de Paris. Dès l'entrée, au-dessus de vous qui montez les marches, un mobile, agrandissement d'une broche en vérité, pendentif monumental, ouvre le ciel, donne les dimensions du cosmos : *Sun, Moon, Stars and Cloud*, de 2011. D'emblée, c'est l'un des bouts, son aboutissement, de l'art de l'Américaine, rien de moins que l'univers. L'autre bout, son point de départ, c'est la représentation, il faut dire plus, l'exploration du corps humain, et particulièrement du corps de la femme, d'une figuration où en fait Kiki Smith ne recule devant rien ; nulle réalité (physiologique) n'est laissée de côté, on passe de l'intérieur à l'extérieur, et puis l'humain y rejoint le végétal et l'animal, s'élançant du microcosmique au cosmologique.

À en croire le poète, Louis Aragon, en l'occurrence, la femme est l'avenir de l'homme, à n'en pas douter avec Kiki Smith. La femme dans tous ses états, enfance et âge adulte, dans toutes les postures, prises à gauche et à droite, dans les contes, les mythes, les religions, les mines où se sert l'artiste, y compris sa propre vie, sont

Des contes, des mythes, Kiki Smith, en plus, fait usage de toutes sortes de matériaux et techniques. Elle expose actuellement à la Monnaie de Paris

inépuisables. On va s'en tenir là encore aux deux extrémités, la naissance, mais elle émerge adulte déjà du corps d'un loup éventré, nouvelle Vénus ne sortant pas comme le voulait un certain Botticelli de l'eau sur une conque, pas plus du crâne de Jupiter ni de la côte de quelque premier homme ; et puis la mort, plus exactement la crucifixion qu'on n'a jamais vue plus émouvante, proprement renversante : pour *Untitled*, de 1995, Kiki Smith a fait un moulage de la partie supérieure de son propre corps, l'a assemblé à celui du corps d'un voisin.

Kiki Smith est au sommet de son art là où elle frappe par un symbolisme simple, fort, pas besoin d'un supplément plus narratif. De même, on préférera ses dessins à l'encre, une salle en réunit deux, de belle dimension, de grande force encore, ensemble avec *Rapture*, de 2001, la sculpture justement de la naissance ; on les préférera par exemple aux tapisseries, très riches certes, moins poignantes. Combien plus prenant encore *Glass Stomach*, de 1985, avec d'autres parties corporelles, ça touche et ça dérange, organes internes d'un corps morcelé, disséqué ; ils le font plus même que quand l'artiste reprend la tradition anatomique de l'écorché.

Il est une formidable (presque dans tous les sens du terme) unité dans l'œuvre de Kiki Smith ; dans la variété, la multiplicité, les thèmes ramènent toujours à l'essentiel, l'homme, non, la femme, son corps, et au-delà le cosmos, dans toutes les tech-



Sun, Moon, Stars and Cloud au-dessus des marches

niques, dans tous les matériaux. Une inaltérabilité d'un côté, avec le bronze, de la fragilité de l'autre, avec le verre, le plâtre, le papier. Un rattachement à la tradition, non moins une inspiration, une démarche de modernité.

L'exposition Kiki Smith dure jusqu'au 9 février 2020 à la Monnaie de Paris ; plus d'informations : www.monnaieedeparis.fr.

Kunstmarkt

Picasso für 'n Euro

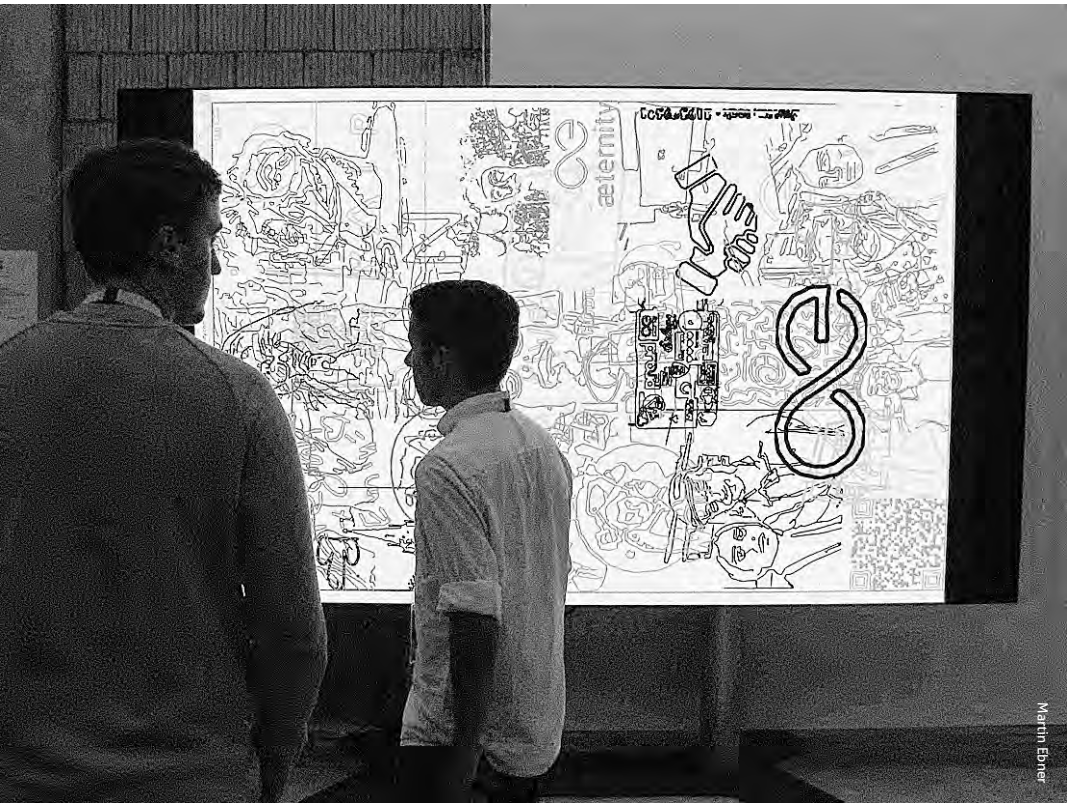
Martin Ebner

Bäcker oder Metzger müssen die Herkunft ihrer Ware lückenlos nachweisen können. Kunsthandel dagegen ist traditionell diskret: Da wird ein Bild schon mal „auf dem Dachboden gefunden“ und unter der Hand verkauft, eine Statue vage aus „Afrika, ca. 19. Jahrhundert“ angeboten. Die hemdsärmeligen Zeiten gehen allerdings auch in vornehmen Verkaufsräumen zu Ende: Skandale um NS-Raubkunst sensibilisieren Kunden für Provenienzfragen, Steuerfahnder werden lästig, und Tech-Firmen versprechen neue Lösungen für Vertrauens-, Überwachungs- und überhaupt alle Probleme.

Bis zum 10. Januar 2020 müssen in der ganzen EU verschärfte Vorschriften gegen Geldwäsche in nationale Gesetze umgesetzt werden, die auch den Handel mit Kulturgütern betreffen. Gestohlene Gemälde ein paar Jahre in einem Freilager verstecken und dann ganz legal verkaufen – dergleichen soll in Zukunft nicht mehr so leicht möglich sein. Entsprechend nimmt der Dokumentationsaufwand zu.

Gleichzeitig wenden sich junge Sammler-Generationen von alten Bräuchen ab. Die Kunst-Versicherung Hiscox schätzt, dass von den mehr als 65 Milliarden US-Dollar, die 2018 weltweit mit Kunst umgesetzt wurden, bereits über 4,6 Milliarden auf Online-Handel entfielen. Angst vor Fälschungen behindere jedoch eine Ausweitung der Geschäfte im Internet. Wer mit Computern oder Bitcoins reich geworden ist, möchte oft für Kunst-Investitionen genaue Daten haben – etwa zu Vorbesitzern, Echtheit oder Preisen ähnlicher Werke. Um Kunst als Finanzanlage oder Sicherheit für Kredite nutzen zu können, braucht es vertrauenswürdige und liquide Kunstmärkte.

Hasso Plattner zum Beispiel, einer der Gründer des Softwarekonzerns SAP, fand es befremdlich, dass es Kataster für Grundstücke gibt, nicht aber für teure Werke von Picasso, Giacometti & Co. Zusammen mit Nanne Dekking, dem Chef der Kunstmesse Tefaf in Maastricht und New York, hat er deshalb ein öffentliches Register gegründet: *Artory* erfasst bereits Informationen zu mehr als 22 Millionen Kunstwerken, die von Händlern, Sammlern oder Museen gemeldet und überprüft wurden. Die Daten zu Herkunft und Besitzerwechsel werden auf Blockchain gespeichert; die Eigentümer werden ihren Objekten zugeordnet, bleiben dabei aber anonym. Eine ähnliche Datenbank baut die Londoner Firma Codex Protocol auf, die von der Investmentbankerin und Kunsthändlerin Jess Houlgrave gegründet wurde. Dort kann allerdings im Prinzip jedermann Einträge verfassen – ein Kunst-Register à la Wikipedia.



Blockchain für die Ewigkeit: Auf eine Graffiti-Wand von Aeternity, einem Liechtensteiner Start-Up, können Künstler aus aller Welt Motive hochladen. (Fotografiert bei der *Ars Electronica* in Linz)

Blockchain ist die Technologie, mit der weltweit rund zwei Dutzend Start-Up-Firmen den Kunsthandel revolutionieren wollen: Digitale Register, dezentral und praktisch fälschungssicher, können nicht nur Kryptowährungen wie Bitcoin aufbewahren, sondern beliebige Daten. Also auch Urkunden, Gutachten, Versicherungsscheine, Auktionslisten, Ausstellungsberichte – oder gleich die Kunstwerke selbst, etwa Fotos, Videos oder Virtual-Reality-Installationen.

Initiativen mit Namen wie *ArtByte*, *ArtChain* oder *Arteia* verheißen eine neue Ära der Transparenz. Sogar für die Künstler soll dabei etwas abfallen: Wenn sich der Weg von Kunstwerken genau verfolgen lässt, können Lizenzgebühren oder Anteile von Wiederverkäufen kassiert werden. Das verspricht zum Beispiel das israelische Unternehmen Niio, das „schwarze Löcher an den Wänden“ beseitigen will: Digitale Werke von bereits rund 4 000 Künstlern werden im Abo an Hotelketten, Flughäfen und andere Bildschirm-Besitzer verleast.

Digitale Kunst werde dank Blockchain überhaupt erst marktfähig, findet Leonardo Lüpertz, ein Sohn des Künstlers Markus Lüpertz und Mitbegründer

des Berliner Start-Ups Yair. Kein Mensch würde Geld ausgeben für Dinge, die beliebig kopiert und verbreitet werden können. Bei traditioneller Kunst, Grafiken und Fotos etwa, werde Knappheit künstlich hergestellt durch Editionen und begrenzte Auflagen. Nun könne Blockchain digitale Werke sichern – und gleichzeitig weltweit zugänglich machen.

Bei der diesjährigen *Ars Electronica* präsentierte Yair eine App, die Anteile an Kunst in Form von digitalen „Münzen“ handelbar machen soll: ein Asset-Token für einen Euro, aufzubewahren in einem Konto für Kryptowährungen. Damit könne die Beteiligung an Kunstwerken so einfach werden wie Aktienhandel, das System aber zum Beispiel auch zum Crowdfunding von Kunstprojekten genutzt werden. Die Technik dafür liefert Aeternity aus Liechtenstein, eines von rund 800 Unternehmen, die im „Crypto Valley“ von Zürich bis Vaduz an Blockchain-Anwendungen tüfteln.

„Demokratisierung“ verspricht auch das Start-Up Maecenas, das von zwei Argentinern in Singapur gegründet wurde: „Du musst nicht mehr superreich sein, um berühmte Gemälde zu kaufen.“ Ein „offener und fairer Blockchain-Marktplatz“ soll im

Tech-Unternehmen wollen den Kunsthandel einfacher, transparenter und demokratischer machen

Kunsthandel die Gebühren, die bislang schon mal 50 Prozent des Verkaufspreises ausmachen, auf bis zu ein Prozent senken. Bei einer ersten Testauktion im August 2018 hat Maecenas Andy Warhols Bildserie *14 Small Electric Chairs* versteigert: 100 Bieter erwarben für 1,7 Millionen US-Dollar einen Anteil von einem Drittel. Das Kunstwerk ist jetzt eine eigenständige „Zweckgesellschaft“; Erträge aus Vermietung oder Verkauf sollen an die Eigentümer ausgeschüttet werden. Ein ähnliches Geschäftsmodell hat Feral Horses, von Italienern in London gegründet: Kunst-Anteile ab zehn britischen Pfund. Bisher wurde zum Beispiel ein Druck von Banksy für 24 000 Pfund an 199 Co-Eigentümer verkauft.

Bleibt eine Schwierigkeit: Wie lassen sich handgreifliche Objekte eindeutig mit Blockchain-Daten verknüpfen? Beispielsweise kann ein Zertifikat durchaus echt, das dazugehörige Kunstwerk aber während des Transports durch eine Fälschung ersetzt worden sein. An Lösungen dafür arbeitet 4AR Technologies in Zug. Diese „Katalogisierungs- und Transaktionsplattform“ wurde von Niko Kipouros, einem Investmentbanker und Kunstsammler aus Düsseldorf, und Rolf Maier aus Tuttingen, einem der größten deutschen Versicherungsmakler, ge-

gründet. Sie ist auch Mitglied im Gründerzentrum Luxembourg House of Financial Technology.

Die Firma Atlantic Zeiser, die unter anderem Sicherheitsmerkmale für Banknoten entwickelt, steuert zu 4AR Technologies eine neue App bei: Merkmale eines Kunstwerks, wie Struktur, Material, Oberfläche und Farbspektrum, werden erfasst und als digitaler „Fingerabdruck“ auf Blockchain gespeichert. Dabei fallen kleinste Beschädigungen auf, aber auch Fälschungen. Bislang müssen zum Beispiel bei Leihgaben das abgebende Museum, das empfangende Museum und vielleicht auch noch die Spedition jeweils von Gutachtern teure Zustandsberichte verfassen lassen – in Zukunft soll es reichen, mit einem gewöhnlichen Smartphone ein Foto zu machen. Die App wird derzeit getestet und soll ab Frühjahr erhältlich sein. Im Internet ist die Konkurrenz allerdings immer nur einen Mausklick entfernt: Das Start-Up Startbahn aus Tokio kündigt ebenfalls für das kommende Frühjahr eine App für das so genannten Orakel-Problem an.

Ehrwürdige Galerien und Auktionshäuser sind aufgeschreckt. Auf Konferenzen, etwa „Digitalisierung und Kunstmarkt“ in Zürich, bangen Kunsthändler, ob ihre Branche genauso bedroht wird wie Banken, Notare oder andere Vermittler. Manche experimentieren allerdings selbst mit Blockchain: Douwes Fine Art, schon seit 1770 in Amsterdam, ließ unlängst eine Radierung von Rembrandt „validieren“, das heißt Fotos davon zusammen mit Angaben zu Material, Format und Werkgeschichte digitalisieren. Evert-Anthony Douwes, der Inhaber, will damit zur Bekämpfung von Betrug beitragen, aber auch verhindern, dass das gesammelte Wissen zum Beispiel bei einem Brand verloren geht.

Umstritten ist, wie leistungsfähig die neuen Technologien wirklich sind. Digitalisierung allein macht Menschen nicht besser; auch mit Blockchain lässt sich betrügen, fälschen, Geld waschen. Laien können digitale Register kaum selbst überprüfen – sie können allenfalls wählen, ob sie lieber herkömmlichen Kunsthändlern oder hippen Software-Entwicklern vertrauen wollen. Möglicherweise entwickelt sich die Blockchain-Welt wie das Internet: am Anfang großartige Versprechen von Freiheit und Dezentralisierung – am Ende eine Handvoll übermächtiger IT-Konzerne. Jedenfalls werden viele auf der Strecke bleiben, erwartet Yair-Gründer Leonardo Lüpertz in einem Interview für das Börsen-Magazin *X-press*: „Die kleinen Galerien sterben aus und nur die großen überleben.“

STIL

Vide intersidéral

Cyril B.

Pour commencer 2020, l'année qui bégaie, quelle meilleure idée qu'une Interview à l'Interview ? Un des seuls îlots de certitude au milieu d'une ville en pleine métamorphose. C'est sans doute le premier café où je suis entré en arrivant au Luxembourg, il y a 20 ans. Celui où tout le monde se donnait

rendez-vous depuis des années car il était à côté de l'arrêt de tous les bus.

En y restant la journée entière, on pouvait voir défiler toutes les strates de la société : frontalier pas trop pressé d'arriver au travail qui prenait



Le smartphone a déjà rendu obsolète la radio, le walkman, le portefeuille, la boussole, le bloc-notes, ...



L'endroit

D'aucuns étaient tellement attachés au sympathique **Mad about Peru** de Dudelage, qu'ils oublièrent totalement de tenter la version citadine au complexe « Soho » de Hollerich. Dont moi. Ce qui fut une erreur car le second endroit tient absolument toutes les promesses du premier. À savoir qu'on y est bien accueilli, que le cadre y est agréablement bohème, et surtout qu'on y déguste les délices de cette cuisine fusion très inspirée par la gastronomie japonaise en se léchant les babines. Finesse des assaisonnements dont sont nappés les ceviches aux parfums divers, fraîcheur du poulpe grillé et accompagné de petites pommes de terre rissolées comme il faut, et surtout générosité des plats richement garnis font les qualités premières de la carte très sympathique. Si la coriandre est un élément de base de la plupart des plats, il suffit de le préciser si vous aimez moins ça et il en sera tenu compte. Il ne faut pas se retenir de déguster un des gouteux risottos et de terminer par le « tres leches », gâteau fait maison garni d'une pointe de Pisco. Alcool national au Pérou comme au Chili, le Pisco est un alcool de raisin qui livre aussi la base au « Pisco sour », délicieux cocktail pour lequel on rajoute à l'alcool du jus de limon, du sirop de canne et du blanc d'oeuf battu en neige. De quoi déjà se sentir comme sur un nuage avant d'en recommander un second. GD

Le personnage

Il est jeune, pimpant, s'appelle Francesco Micillo et gagne son pain en roulant sa bosse en tant qu'ingénieur chez Delphi Technologies Bascharage. Aspect qui nous intéressera moins que son dada. En tant qu'originaire de Naples, le jeune rital s'intéresse en toute logique de près à ce qui s'apparente à la fabrication du pain et surtout de la pizza. Cet art de manipuler la pâte le passionne tellement qu'il a souhaité un jour transmettre son savoir acquis au plus grand nombre. Décision prise, il a commencé à organiser des *workshops* pour groupes en langue française et anglaise sous l'appellation **franzpizzalux**. Du pain aux olives à la pizza antillaise à la morue en passant par la version « carbonara », aucune recette ne lui échappe et c'est avec générosité qu'il communique les recettes au fur et à mesure sur sa page *Facebook*. En ce qui concerne les ateliers qui auront lieu chez lui ou au domicile du demandeur, il y en a qui sont organisés comme cadeau d'anniversaire, idée originale agrémentée d'un bon moment de popote dans la bonne humeur. Les thèmes des *workshops* vont de la confection de la focaccia à la pizza sans gluten, la Romana ou la Napoletana. Francesco se met aussi à disposition pour venir vous faire passer une soirée pizza chez vous sans que vous passiez par ses cours. Mais peut-être serez vous tentés après son passage en vos cuisines. <https://franzpizzalux.wufoo.com/forms/z2ourek1f7p0tg/> GD

L'endroit

Après avoir transité d'Allemagne en Asie pour les besoins de leurs occupations respectives dans la gastronomie, le jeune couple Wanderscheid a décidé d'aller un pas en avant et d'établir leur adresse avec des produits autochtones. Et surtout aussi de fonder leur propre marque de vivres divers. Installés depuis peu de temps dans un espace de la rue du Fossé, pratiquement au coin de la rue du Curé, ils ont réussi à transformer leurs deux étages en épicerie fine boisée et douillette. Que du luxembourgeois à se mettre sous la dent, des pâtes Dudelmagie au Babbocafé eschois, en passant par les fromages de Berdorf ou la charcuterie de chez Steffen. Eux-mêmes proposent sous leur enseigne **Wanderscheid** des sauces spaghetti, des confitures, des huiles, des fonds de volaille, le tout fabriqué comme par grand-mère et sans aucun agent de conservation. Des savons biologiques ou les bougies de Virginie Depoorter éditées en exclusivité pour la maison alimentent le rayon des cadeaux, ainsi que « De klenge Chef », petit livre de cuisine pour enfants. On se rend au sous-sol par un escalier superbement aménagé par un menuisier de Schiffange pour y découvrir les meilleurs crus luxembourgeois, petites bibines et champagnes compris. Les réticents à l'alcool se contenteront de bons jus de pommes. Cet espace, doté d'une table d'hôtes, se prédestine parfaitement à l'organisation de soirées de dégustation, mais aussi de festivités privées, à co-organiser avec le couple propriétaire qui ne manque pas d'idées. GD

le temps d'un petit espresso, lycéen, employé de banque, fonctionnaire, membre du club des chômeurs, frontalier qui n'avait pas peur de manquer son train et prenait le temps d'une petite bière. Le chantier se termine et, surprise, l'établissement a mieux résisté que la plupart de ses voisins : rien n'a changé, le patron envisage peut-être de repeindre l'intérieur, de refaire les toilettes, mais il sait bien pourquoi les clients viennent. C'est justement pour retrouver des choses qui ne changent pas : le bon café, les journaux, l'ambiance du siècle dernier, les vitres qui s'ouvrent dès les beaux jours venus, même si depuis cinq ans plus personne n'aurait eu l'idée de respirer l'air extérieur, entre les gravats et les vapeurs de bitume.

Et puis, bon, finalement, on ne fait pas une chronique de début d'année pour écrire que rien n'a changé, alors même qu'une nouvelle décennie s'ouvre à nous. Il y a dix ans, on ne connaissait ni Spotify, ni Netflix (arrivé en 2014 au Grand-Duché), ni Digicash (lancé en 2012). Le système de vélos en libre-service était balbutiant, celui des locations de voitures inexistant. Plutôt que voir ce que toutes ces nouveautés nous ont apporté, il pourrait être plus intéressant de se demander ce qu'elles nous ont enlevé !

Le smartphone, apparu en 2007, a déjà rendu obsolète la radio, le walkman, le portefeuille, la boussole, le bloc-notes, le carnet d'adresses, l'annuaire, le réveil matin, la bibliothèque, la lampe de poche, la calculatrice, le stylo, la console de jeux, le journal du matin (ou du vendredi), l'armoire pleine de DVD, la télé, le GPS... Si ce n'est déjà fait, il remplacera bientôt complètement votre portefeuille, les manuels scolaires de vos enfants, vos clés de voiture, vos classeurs pleins de factures et de fiches de paie. Cette année, il fallait vraiment être nostalgique ou souffrir d'électrosensibilité aggravée pour trouver sous le sapin un Blu-Ray, un DVD ou un disque. Les supports physiques sont en voie d'extinction ! La bonne nouvelle, c'est qu'on économise sur le papier cadeau et qu'on pourra même bientôt célébrer complètement Noël à distance, sans avoir à supporter les querelles de famille et le boudin aux salsifis de la tante Hortense.

Si l'on en croit la science-fiction, la tendance devrait se poursuivre encore quelques décennies. Ainsi, la déco du dernier *Star Wars* est conforme au minimalisme le plus radical : pas de vaisselier

dans la salle à manger du Millenium Falcon, pas de poster de Justin Bieber sur les murs, pas de dressing plein à craquer pour habiller Rey (Chewbacca est évidemment hors concours niveau vestimentaire, tout le monde n'étant pas doté de la pilosité nécessaire pour se vêtir d'une simple car-touchière portée en bandoulière sans nuire aux bonnes mœurs). De quelque côté de la force que l'on se trouve, les architectes d'intérieur ont fait la part belle aux parois lisses et arrondies, avec des néons au plafond et, de temps en temps, une loupiote et deux ou trois machins qui clignotent sur des murs recouverts de plastique thermoformé.

Impossible de caser une penderie, une table de chevet, une petite lampe sur pied ou un fauteuil un peu cosy. On aurait pu croire que, dans le futur, on ne lirait pas, on n'écouterait pas de musique, on n'aurait pas besoin de poser ses clés sur un guéridon déjà bien encombré par tout un tas de trucs indispensables à la survie de l'espèce. Mais non, les génies avaient déjà anticipé la dématérialisation de tout cela quand ils ont inventé les décors de ces films, ou apparentés, puisqu'il semblerait que l'esthétisme des 759 épisodes de *Star Trek* ne réserve pas non plus une large place au catalogue Maison du Monde 2063. On y dépeint un futur optimiste, dans lequel l'humanité a éradiqué la maladie, le racisme, la guerre, la pauvreté. Et les meubles en kit.

Quand on voit la collection de manteaux, de chaussures, de paquets de kleenex, de bonnets, de gants et de parapluies qui encombront le moindre meuble dans un hall d'entrée, cela laisse perplexe. Sans parler des tapis, des miroirs, des casseroles ou autres plantes vertes dont la disparition semble également promise par les prophéties hollywoodiennes. Il n'est pas encore clair comment une application sur un smartphone ou, de façon moins restrictive, la technologie en général, va réussir à nous nourrir et à nous habiller, mais il faut faire confiance au progrès. On trouvera bien un ou deux épisodes de *Black Mirror* pour nous expliquer comment des implants connectés à notre cerveau pourraient simuler le goût du poulet rôti et l'odeur des roses ou nous éviter de ressentir le chaud ou le froid.

En fait, la seule chose qui reste sensiblement inchangée par rapport à notre époque, même dans *Star Wars*, c'est... un bar !



2020

Toute l'équipe du Lëtzebuerger Land vous souhaite une bonne année